



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Miszellen

---

## Die gemeine als eine jeden eigene Wollfahrt besteht im Schulunterricht.<sup>1</sup>

### Zum Schuldekret Fürstbischof Ferdinands von Fürstenberg aus dem Jahr 1663

von Mareike Menne

Generationen von Schülern haben diese unbezweifelbare Tatsache, die auch der Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg 1663 erkannte, in Frage gestellt. Doch nicht zuletzt im Rahmen der aktuellen Bildungsdebatten gerät die Frage nach den Normen sowohl der allgemeinen und individuellen Wohlfahrt als auch des Schulunterrichts zunehmend in den Fokus. Es ist offensichtlich geworden, dass Bildung, Wissen und Information wesentliche Ressourcen der (post)modernen Gesellschaft sind, und gerade aus diesem Grund fällt die klaffende Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit in Bildung und Ausbildung schmerzhaft auf.

Die historischen Untersuchungen zur Entwicklung und Ausformung des Schulwesens sind mannigfaltig und betonen immer wieder die Tradition, in der unsere heutige „Volksbildung“ steht: eine Tradition, die durch die Aufklärung, die organisierte Staatlichkeit Preußens und die pädagogischen Reformen der Nach-68er-Periode gekennzeichnet ist.

Doch bereits vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Preußen 1717 bemühten sich einzelne Staaten um ein jeweils einheitliches Schulwesen, das mit einem allgemeinen Schulzwang einhergehen sollte: In Weimar etwa erschien 1619 eine evangelische Schulordnung; dem Vorbild folgten 1649 Württemberg, 1651 Braunschweig-Wolfenbüttel und 1656 Hessen. Die bedeutsamste und geradezu musterhafte Schulordnung entstand 1642 in Gotha (sog. „Gothaer Schulmethodus“ von Rektor Andreas Reyher). Katholische Schulordnungen entstanden 1655 in den geistlichen Territorien Münster, 1656 in Köln und 1682 in Mainz und Worms. Diese Schulordnungen stellten nicht mehr Teile der Kirchenordnungen dar, sondern waren landesherrliche Verordnungen, die allerdings eine kirchliche Schulaufsicht einschlossen. Damit gelten die Verordnungen des 17. Jahrhunderts als Vorstufen des von staatlicher Seite organisierten Schulwesens. Ihre Bedeutung erhalten sie weniger durch die erfolgreiche Umsetzung der pädagogischen und curricularen Konzepte als vielmehr durch die Veränderung in der geistlichen Landschaft, in deren Umfeld sie anzusiedeln sind. Viele dieser Ideen scheiterten am Mangel an entsprechenden Unterrichtsräumen, Geld und organi-

<sup>1</sup> Vgl. Staatsarchiv Münster (STA MS), Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, fol. 56: Schuldekret Ferdinands von Fürstenberg, 30.10.1663. Ein Entwurf dieses Dekrets, das die Pflicht zum Schulbesuch und der Entrichtung des Schulgeldes festhielt, befindet sich im Erzbischöflichen Archiv Paderborn (EBA PB), Bd. 166 rot, B II Schulwesen I, fol. 42r–v.

sierter Lehrerausbildung. Die Schulwirklichkeit blieb in jedem Fall hinter den erhobenen Forderungen zurück. Dennoch gewann der Gedanke einer allgemeinen Volksbildung Raum. Der frühmoderne Staat nahm sich zunehmend dem materiellen und seelischen Wohlergehen seiner Untertanen an. Wesentliches Element des pädagogischen Bemühens war dabei eine Verbindung der geistigen Ströme des Jahrhunderts: Religiöse Verinnerlichung und praktische Bildung, zunehmend naturwissenschaftlich orientiert, sollten verbunden werden.<sup>2</sup> Im Bildungswesen zeigt sich zudem die Janusköpfigkeit des 17. Jahrhunderts: Institutionell zehend vom mittelalterlichen Bildungskonzept und ergänzt um konfessionelle und humanistische Prägungen des 16. Jahrhunderts, entwickelte sich im Kontext der Entstehung frühmoderner Staatlichkeit nach 1648 zunehmend ein Ausbau des Bildungswesens, das weiter differenziert und in zentrale staatliche Hände konzentriert wurde. In manchen Territorien entfalteten sich auf diese Weise frühaufklärerische Ideen sowie eine Ausbildung der Untertanen zu „Staatsbürgern“.<sup>3</sup>

Für das Fürstbistum Paderborn findet sich die erste Schulordnung 1663, entworfen und dekretiert von Ferdinand von Fürstenberg.<sup>4</sup> In der Literatur ist dieses Schuldekret nicht unbeachtet geblieben, dennoch wird es kaum in den Zusammenhang einer allgemeinen Schulpflicht oder der Institutionalisierung staatlicher Bildung gebracht. Es wird zwar konstatiert, dass Ferdinand die Ausbildung von Klerus und Lehrern stark gefördert habe,<sup>5</sup> auch zitiert Richter aus der Schulverordnung,<sup>6</sup> doch fehlt nach wie vor eine Analyse, Einordnung und Auswertung der vorhandenen empirischen Quellen.<sup>7</sup> Besonders die durchgängig auftauchende Vermutung, eine Umsetzung dieser wie auch späterer Verordnungen Hermann Werners und Clemens Augusts sei nicht erfolgt, kann sich

<sup>2</sup> Vgl. HAMANN, Bruno: *Geschichte des Schulwesens. Werden und Wandel der Schule im ideen- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang*, Bad Heilbrunn <sup>2</sup>1993, hier S. 56f., 65, 69.

<sup>3</sup> Vgl. MÜNCH, Paul: *Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutsche Geschichte 1600–1700*, Stuttgart u. a. 1999, besonders S. 126f.

<sup>4</sup> STA MS, Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, Bl. 56: Schuldekret Ferdinands von Fürstenberg, 30.10.1663. Zu Ferdinand von Fürstenberg und seiner Bildungspolitik, allerdings ohne Elementarschulwesen, siehe jetzt auch Ernesti, Jörg: *Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683) – Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 51)*, Paderborn 2004.

<sup>5</sup> Vgl. KIEPKE, Rudolf: *Ferdinand von Fürstenberg. Der Förderer von Kunst und Wissenschaft*, in: *Die Warte* 2 (1967), S. 23f.

<sup>6</sup> Vgl. RICHTER, Wilhelm: *Beiträge zur Geschichte des Paderborner Volksschulwesens im 19. Jahrhundert (Fortsetzung)*, in: *WZ* 73 (1915), S. 215–265, hier S. 215f.: „Nach dem Friedensschluss konnte erst Ferdinand von Fürstenberg daran denken, auf die Notwendigkeit der Schulbildung ernstlich hinzuweisen. Er tat es durch die Verordnung vom 30.10.1663 [...]“

<sup>7</sup> Hier sind als umfangreiche Quellengruppe besonders die Visitationsakten zu nennen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden. Im Rahmen bischöflicher Visitationen besuchten Dietrich Adolf von der Reck 1654 bis 1656 und Hermann Werner von Wolff-Metternich zur Gracht 1687 bis 1691 die gesamte Diözese; Ferdinand ließ besonders in den 1660er und 1670er Jahren Visitationen durch seine Archidiakone durchführen (Protokolle und Designationen im EBA PB, HS XIII, Bde. 1–7).

auf keine ergänzenden Quellen stützen.<sup>8</sup> Besonders die ältere Literatur scheint in der nach den Schulerlassen und -verordnungen gesuchten Schulrealität die Abgrenzung zur Fortschrittlichkeit der eigenen Gegenwart einer präzisen Analyse der historischen Verhältnisse vorzuziehen.<sup>9</sup> Eine differenziertere Betrachtung sowie eine Einordnung in den fürstbischöflichen Herrschaftskontext findet sich äußerst selten.<sup>10</sup>

Ferdinand schildert zu Beginn des Dekrets<sup>11</sup> den Anlass und auch die Intention, die er mit diesem Gesetz verfolgte: Allgemeine und individuelle Wohlfahrt sind abhängig von einer guten Erziehung der Jugend, welche wiederum in katechetischer und schulischer Bildung gründe. Der Krieg habe allerdings dazu beigetragen, dass nicht nur Jugendliche, sondern auch Erwachsene in verschiedenen Orten des Hochstiftes *in den Nothwendigen Glaubens Articulen eine fast ungläubliche Unwissenheit*<sup>12</sup> aufwiesen. Es sei daher seine landesfürstliche und bischöfliche Pflicht, für Besserung zu sorgen.

Die insgesamt zwölf Paragraphen gliedern sich in zwei wesentliche Bereiche: den Unterricht der katechetischen oder christlichen Lehre (§§ 1–8) sowie den zur Pflicht gemachten Unterricht der Schullehre (§§ 9–12). Demnach sollten Pfarrer selbst oder

<sup>8</sup> Vgl. RICHTER, Beiträge, S. 217; Hamann, Geschichte des Schulwesens, S. 65. Hamann konstatiert allerdings zu Recht, dass die Schulwirklichkeit hinter den erhobenen Forderungen zurückblieb. Von einer unterlassenen Umsetzung kann allerdings keine Rede sein, s. u.

<sup>9</sup> Vgl. z. B. RICHTER, Beiträge, S. 217: „Viele Kinder und Erwachsene können nicht lesen und schreiben.“ Eine mangelnde Durchsetzung des an sich begrüßenswerten Dekrets sei auch zu erklären mit einem wirtschaftlichen und geistigen Tiefstand innerhalb der Bevölkerung, mit einem Mangel an Verständnis und Interesse bei der Geistlichkeit oder Patronatsinhabern verbunden sowie dem Fehlen einer energischen Aufsicht und ungenügender Lehrbefähigung des Personals (S. 218). Nur in einer Fußnote werden positive Ergebnisse von Schulvisitationen um 1800 genannt, die summarisch den negativen gleichzusetzen sind (S. 222f.).

<sup>10</sup> Vgl. DICK, Stefanie: „Gott zu ehren undt beste Nutzen undt Heil der blühenden Jugend“. Zur Geschichte der Schule in Siddinghausen, in: Kessler, Alexander (Hg.), Siddinghausen. Geschichte eines westfälischen Dorfes, Paderborn 2000, S. 139–164. Die Anordnung von 1663 wird richtig als programmatisch eingeordnet; allerdings ist sie dies wohl weniger wegen einer mangelnden Umsetzung in der Realität als vielmehr als in Verbindung mit einem bestimmten humanistischen und vielleicht frühauflärerischen Herrschaftsverständnis des Fürstbischofs zu betrachten. Auch findet sich hier in der Mikrostudie ein Hinweis auf die Finanzierung sowie Hierarchie innerhalb der Gemeinde, die den Lehrer ausstattet (S. 148). Ebenfalls ist richtig, dass die Schule und auch die Schulpflicht, die Ferdinand in seinem Dekret vorstellte, keine originär landesherrliche Einrichtung ist (auch wenn die Quelle unter die landesherrlichen und nicht unter die bischöflichen Edikte eingeordnet wurde, S. 149). Das Dekret offenbart einmal mehr die Besonderheit der geistlichen Staaten, einen Fürstbischof als Oberhaupt zu haben, der in dieser Funktion katechetische und Elementarbildung in einem Interessensbereich verquicken konnte. Auch hier stellt sich folglich die Frage, wie heute methodisch zu trennen ist, was damals unzweifelhaft eine Einheit bildete, nämlich das Typische eines geistlichen Staates an der Schwelle zur obrigkeitlichen Zentralverwaltung. Erst ab 1794 (Preußisches Allgemeines Landrecht) zeigt sich eine administrative Verdichtung auch im Bereich der Schulen und diese werden Veranstaltungen des Staates (DICK, Gott zu ehren, S. 150).

<sup>11</sup> Vgl. STA MS, Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, Bl. 56: Schuldekret Ferdinands von Fürstenberg, 30.10.1663.

<sup>12</sup> STA MS, Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, Bl. 56.

ein von ihnen erwählter, qualifizierter Geistlicher sonntags nachmittags Christenlehre unterrichten. Als Standard sollte ihnen der Katechismus gelten, den die Missionare lehren, und dem sie „zur Fortbildung“ beiwohnen könnten. Ihr Unterricht sollte stets derart sein, dass sie dem Vicarius in spiritualibus, den Archidiakonen und auf Synodalvisitationen mit gutem Gewissen Auskunft geben können (§ 1). Sollten zu der zu betreuenden Pfarre mehrere Orte gehören, in denen keine eigene Kirche vorhanden sei, dann war der Pfarrer verpflichtet, an Feiertagen diese Orte aufzusuchen und dort zu unterrichten (§ 2). Falls den Pfarrern Kaplane zur Seite standen, oblag diesen die Pflicht, entlegene Orte an Feiertagsnachmittagen aufzusuchen (§ 3). Während der Katechismusstunden sollten *alle Weltliche Spiele / Däntze / Gauckelwerck / und andere üppige Händel* unterbleiben und auch nicht von den Pfarrern oder landesherrlichen Beamten erlaubt werden (§ 4). Die Bildungspflicht betraf nicht allein Kinder, sondern auch Erwachsene beiderlei Geschlechts. Hausherrn waren zudem verpflichtet, ihre Dienstboten zur Christenlehre zu schicken (§ 5).<sup>13</sup> Der Pfarrer wiederum war angehalten, die Namen derjenigen, die nicht erschienen, aufzuzeichnen, sie anschließend zur Teilnahme aufzufordern, zu Katechismus und Glaubensfragen zu prüfen und bei Versagen entsprechend zu bestrafen (§ 6). Damit die Jugend sich auf den Unterricht konzentrieren konnte, wurde die Gemeinde aufgefordert, das Vieh verstärkt von Hirten hüten zu lassen oder in umzäunte Wiesen und Kämpfe zu treiben, die ein Hüten überflüssig machten (§ 7). Sollte dies in einigen Orten nicht durchsetzbar sein, sollten Pfarrer und andere Seelsorger zu anderen Zeiten die Jugend unterweisen und mit Gebeten sowie geistlichen Gesängen einen Zugang zu ihnen finden (§ 8).

Neben der christlichen Lehre sah Ferdinand jedoch auch die Schullehre als für das allgemeine und individuelle *Heyl und Wollwesen* bedeutsam an. Aus diesem Grund befahl er allen Gemeinheiten, Bürgermeister, Ratsherren, Richtern und Vorstehern, die Schulhäuser instand zu setzen bzw. eines zu bauen sowie die nötigen Mittel für die Beschäftigung von Lehrerinnen und Lehrern bereit zu stellen (§ 9). Lehren sollten *fromme Catholische Schuelmeistere und Schuelmeisterinnen*, die von den Eltern der Schüler je nach Vermögen bezahlt werden sollten. Die Unterweisung von Armen dagegen erfolgte kostenlos. Mädchen und Jungen sollten getrennt unterrichtet werden; war dies nicht möglich, waren sie zumindest getrennt zu setzen (§ 10). Schulpflicht galt für alle Kinder unter zwölf Jahren, die zu einer anderen Arbeit oder einem Handwerk noch nicht herangezogen werden konnten. Sollten die Eltern entgegen der Bestimmungen ihre

<sup>13</sup> Diese Regelung lässt sich durchaus im Sinne konfessioneller Streitigkeiten lesen: Viele Angehörige des landständischen Adels waren nach dem 30jährigen Krieg nicht zur katholischen Konfession zurückgekehrt. Es war folglich nicht ihre Absicht, ihre Dienstboten zur Christenlehre zu schicken; es war sogar nicht unüblich, dass diese an Sonntagen, obwohl sie selbst katholisch waren, für die Dienstherrn zu arbeiten hatten. Vgl. die bischöfliche Visitation Dietrich Adolfs von der Reck, z. B. für Bühne (EBA PB, HS XIII.4, fol. 4f), Welda (XIII.4, fol. 561), Sommersell (XIII.1, fol. 338) oder Bellersen (XIII.1, fol. 364).

Kinder nicht in die Schule schicken, konnten die Archidiakone oder Ferdinand selbst sie mit entsprechender Strafe belegen. Die Bezahlung an die Lehrperson mussten sie ohnehin leisten (§ 11). Die Aufsicht über Schule und Unterricht oblag den Pfarrern und Kuratoren. Sie hatten die Schulen regelmäßig zu besuchen, den Unterricht zu begutachten und sollten das Lehrpersonal auf Fahrlässigkeit, Exzesse, Gebrechen und Mängel überprüfen. Auch sollten sie die Namen derer anzeigen, die ihre Kinder nicht wie angeordnet zur Schule schickten (§ 12). Das Edikt war öffentlich auszuhängen und bekannt zu geben, der Gehorsam der Pfarrer und Amtspersonen sowie ihre Umsetzung des Dekrets sollte von den zuständigen Archidiakonen und auf Synodalvisitationen überprüft werden.

Nicht zu Unrecht wird in der Forschung in Hinblick auf Um- und Durchsetzung dieses Dekrets auf die Edikte und Synoden unter Ferdinands Nachfolgern Hermann Werner (1686) und Clemens August (u. a. 1733) sowie schließlich auf die Paderborner Schulverordnung Franz Egons von 1783 verwiesen, die darauf hindeuten, dass das ursprüngliche Dekret nicht soviel Wirkung aufwies, wie sein Verfasser beabsichtigt hatte. So wird in der Schulverordnung von 1783 konstatiert, dass viele Kinder und auch Erwachsene nicht lesen und schreiben könnten. Daraufhin erfolgte der Befehl, Mädchen und Jungen Lesen, Schreiben und Rechnen (das Einmaleins und die vier Spezies) beizubringen, da *dem Hausmann in seinem Handel und Wandel viel daran gelegen sei*.<sup>14</sup>

Bereits bei einem kurzen Blick in die Visitationsakten von 1654-56 (also vor dem Ferdinandschen Dekret) und von 1687-91 (unter Hermann Werner und nach dessen Edikt) ergibt sich ein differenzierteres Bild der Schulwirklichkeit. Diese Aufzeichnungen zeigen sehr deutlich das Bewusstsein, dass ein Bildungsproblem existierte und fordern Lösungen bzw. bringen sie selbst an.

Bei Abschluss der Visitation Dietrich Adolfs 1656 sind 54 Pfarrschulen mit Sicherheit nachgewiesen. Als Lehrstoff wird gemeinhin Religion, Kirchengesang, Lesen, Schreiben und Rechnen angegeben. Noch gab es jedoch keinen Schulzwang im Hochstift wie in vielen evangelischen Territorien; es handelte sich vielmehr um eine sittliche Verpflichtung der Landesherren, Unterrichtsmöglichkeiten bereit zu stellen, und der Untertanen, sie zu besuchen. Diese Regelung ergab sich u. a. aus den Bestimmungen des Tridentinums, das den religiös-sittlichen Zusammenbruch, als der die Reformation auch angesehen wurde, mit der Nichtkenntnis der Glaubenslehre begründete. Daraus folgt die Verpflichtung des Klerus zu Predigt, Katechese und Schule: bei der Christenlehre die Unterrichtung der Jugend zur Basis des Glaubens und christlicher Lehre, in Pfarrschulen weiterhin eine religiöse (Jugend-)Volkserziehung zur Einprägung und Befestigung des Glaubens. Die Kirchenordnungen von 1626, 1629 und 1686 weisen dagegen kein eigenes Kapitel zur Schule auf, erwähnen sie vielmehr nur nebenbei. Ein Diözesandekret von 1670 besagt dagegen, dass tüchtige und geprüfte Lehrer anzustel-

<sup>14</sup> RICHTER, Beiträge, S. 218.

len seien, die den Schülern als erstes das Gebet des Herrn, das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote und die Beichtformel in der Muttersprache beibringen sollten. Darüber hinaus bezeichnet Ferdinand genau den Grund für diese Anordnung: *Von der guten Erziehung der Jugend und ihrer Unterweisung hängt zum großen Teil das Wohl des ganzen Staates ab.*<sup>15</sup> Weitere Bestimmungen ähneln oder wiederholen sogar diejenigen von 1663: Magistrat und Bürgermeister sollen die Eltern zum Schulbesuch der Kinder anhalten, während des Unterrichts soll es keine Lustbarkeiten oder Tanz geben, Mädchen und Jungen waren zu trennen, alle Schulen vom Ordinarius zu visitieren, keine ungenehmigten Bücher zu verwenden. Lateinschulen sollten neben dem üblichen Stoff den gregorianischen Choral üben und die Lehrer sollten die Jugend in die Messe und zur Christenlehre an Sonn- und Feiertagen führen. Das Schulgebäude sollte zwecks besserer Übersicht neben der Kirche liegen. Der Lehrer war mit Einverständnis und Billigung der Archidiakone, ohne deren Zustimmung auch keine Absetzung erfolgen durfte, vom örtlichen Pastor, Magistrat und Kirchenvorstand zu bestellen. Die lokalen Entscheidungsträger sollten auch für das Gehalt sorgen. Die Lehrer hatten, neben der Vermittlung des „sachlichen“ Stoffes, auch für die Erziehung zu Frömmigkeit und Bescheidenheit zu sorgen. Beispielhaft zu leben, keine Wirtshäuser zu besuchen und nicht leichtfertig zu sein wurde ebenfalls von ihnen erwartet. Das Synodaldekret vom 10.6.1688 widmet diesem Thema ein eigenes Kapitel.<sup>16</sup> In ihrer Gesamtheit sind auch diese Bestimmungen eine Art Schulgesetz.

Bereits zur Zeit der Visitation Dietrich Adolfs von 1654 bis 1656 unterschied man zwischen Stadt- und Pfarrschulen und deren Aufgaben; eine – wie auch immer geartete – Schulpflicht sowie die Einsetzung von Lehrkräften und deren dienstlichen Verpflichtungen waren zumindest den Visitatoren bekannt. Doch wurde im Verlauf dieser Visitation, nach Auskunft der Quellen, nie eine Schule besucht oder die Arbeit der Lehrer überprüft. Auch in der vorbereitenden Schrift, der „Indictio“<sup>17</sup>, wurde die Visitation der Schulen nicht erwähnt. Mittelbar allerdings lässt sich über die Lage der Schulen berichten: In Delbrück wurden Schüler vorgestellt und der Bischof als letzte Instanz bei der Entlohnung des Lehrers befragt, in Neuhaus Küster und Lehrer ermahnt.<sup>18</sup> Auch der Pfarrklerus war sich seiner Verantwortung in einigen Fällen bewusst: So trat der Delbrücker Pfarrer für den Bau eines neuen Schulhauses ein, auch in Neuenbeken wurde ein neues Schulgebäude gefordert. Der Salzkottener Pfarrer machte sich für eine Bestallung und höhere Belohnung von Lehrern stark, in Sommersell wurde sogar aus-

<sup>15</sup> Vgl. Diözesandekret 1670, Abs. 5, abgedruckt in: Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, Bd. I, Paderborn 1785.

<sup>16</sup> Vgl. Synodaldekret vom 10.6.1688, Pars I, Tit. V B De Scholis, abgedruckt in: Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, Bd. I, Paderborn 1785.

<sup>17</sup> VON DER RECK, Dietrich Adolf: *Visitatio episcopalis ab illustrissimo et reverendissimo principe ac domino [...]*, Paderborn, 1654 (EBA PB, Bd. 19 rot, fol. 367–377).

<sup>18</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 5a, fol. 56, 132.

drücklich eine Schulpflicht gefordert.<sup>19</sup> In einigen Pfarreien unterrichteten die Pfarrer selbst,<sup>20</sup> in anderen war der Küster zugleich Lehrer und Organist. Diese Ämter verlangten Zuverlässigkeit, Loyalität und eine breite Grundausbildung über das Schreiben und Rechnen hinaus. Meist wurden Lehrer nicht aus der Gemeinde gewählt, in der sie wirkten.<sup>21</sup> Stadtschulen gab es in Büren, Salzkotten, Brakel, Paderborn, Delbrück und Warburg. An einklassigen Schulen wurden Lehrer in der Regel als *Ludimagister* bezeichnet, an mehrklassigen Schulen (Busdorf, Salzkotten, Brakel u.a.) als *Rektoren*. Im Einkommen zeigte sich jedoch meist kein großer Unterschied.

Zur Verdeutlichung sei das Beispiel Salzkotten angeführt<sup>22</sup>: Der Rat der Stadt zahlte jährlich 31 Reichstaler und 9 Schillinge an den Rektor. Dazu durfte er Gebühren anlässlich von Beerdigungen erheben und erhielt die halbe Freiheit von der Stadt sowie eine freie Halbscheid des Viehs<sup>23</sup>. Die Zahlungsmoral des Rates ließ jedoch Wünsche offen; der Rektor forderte im Rahmen der Visitation eine Nachzahlung von 13 Reichstalern und sieben Schillingen an rückständigem Lohn. Der Konrektor Franz Bödiker erhielt vom Rat jährlich 13 Schillinge und einen Pfennig, dazu das jährliche Schulgeld der Schüler. Bei Begräbnissen erhielt er die gleichen Gebühren wie der Rektor. Aufgaben beider Lehrer waren das Erteilen von sechs Stunden Unterricht täglich, das Singen der ersten und zweiten Vesper mit den Knaben an Sonn- und Feiertagen sowie eine Nokturne der Matutinen und dazu das Hochamt. Bei der Christenlehre waren sie zur Anwesenheit verpflichtet. An einzelnen Wochentagen sollten sie mit den Kindern in der Messe sein. Einmal im Monat mussten sie das Sacrum in der Sakramentsbruderschaft singen. Als Magistra für die Mädchenausbildung wurde Elisabeth Wennikenes eingesetzt, eine zweite Lehrerin wirkte zudem in Upsprunge. Diese bekam jedoch kein Gehalt und sollte – laut Aussage des Pfarrers – wohl in absehbarer Zeit gezwungen sein, die Schule zu verlassen.

In kleineren Orten erfolgte meist eine unterschiedliche Besoldung. Die Einkünfte der Lehrer bestanden aus Zuweisungen an (teilweise abgabefreiem) Land, Korn, Geld

<sup>19</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 5a, fol. 115 (Salzkotten), fol. 319 (Delbrück), HS XIII; 2a, fol. 723 (Neuenbeken) sowie HS XIII, 1, fol. 338 (Sommersell).

<sup>20</sup> Z. B. Iggenhausen (EBA PB, HS XIII, 5a, fol. 99), Großeneder (EBA PB; HS XIII, 3, fol. 319) und Gehrden (EBA PB, HS XIII, 3, fol. 383). In Stukenbrock war nach Angaben des Protokolls der Küster zu faul, also unterrichtete der Pfarrer selbst (EBA PB, HS XIII, 1, fol. 30).

<sup>21</sup> Der Lehrer in Großeneder kam aus Delbrück (EBA PB, HS XIII, 3, fol. 319), der in Bellersen stammte aus Nieheim (EBA PB, HS XIII, 1, fol. 367), der Pömbener Lehrer kam ebenfalls aus Nieheim (EBA PB, HS XIII, 1, fol. 307), Wormeln hatte einen Lehrer aus Steinheim (EBA PB, HS XIII, 4, fol. 609), der Lehrer in Haaren kam aus Wormeln (EBA PB, HS XIII, 2a, fol. 339). Sommersell und Nieheim hatten Lehrer aus dem eigenen Ort (EBA PB, HS XIII, 1, fol. 334).

<sup>22</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 5a, fol. 115ff.

<sup>23</sup> Die Halbscheidwirtschaft ist eine Form der Pachtwirtschaft. In der Regel wurde die Hälfte des landwirtschaftlichen Rohertrags als Grundzins an den Verpächter abgeführt. In dem Beispiel aus Salzkotten musste der Lehrer also keine Pacht für das Nutzen der Weide abführen (z. B. nach Schlachtung).



sowie Gerechtigkeiten wie die Befreiung vom Kopfschatz. Küstern wurden auch Anteile an den Offertorien zugestanden; sie erhielten zudem meist Entschädigungen für das Stellen der Kirchenuhr und bekamen zudem den Organistendienst gering vergütet.

Das Schulgeld von Schülern war meist schwer zu bekommen. Das höchste Einkommen eines Lehrers maß ungefähr zwei Drittel desjenigen eines mittleren Landpfarrers.

Einen Hinweis auf einen vom Bischof fest angestellten Lehrer findet sich in Delbrück: Lehrer Temmen rechnete dem Bischof vor, dass man seinem Vorgänger Nardermann eine Obligation gegeben habe: Jährlich am Martinstag sollte er 60 Reichstaler erhalten.<sup>24</sup> Die Lehrer in Büren, Warburg, Steinheim, Nieheim, Verne erhielten sämtlich 30 Taler, die teils oder ganz vom Rat bezahlt wurden. Kirche und Gemeindeglieder brachten manchmal Zuschüsse auf.<sup>25</sup>

Lehrerinnen wurden schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen: In Büren erhielt die Spitzenverdienerin unter den Lehrerinnen 17 Reichstaler vom Rat selbst und sechs Taler durch Erhebungen durch diesen.<sup>26</sup> Bei beiden Geschlechtern lagen die Einkünfte jedoch unter dem Existenzminimum und zwangen die Lehrerinnen und Lehrer nicht selten zum Nebenerwerb.

Unterrichtet wurde, wenn kein Schulhaus vorhanden war, oft im Küsterhaus.<sup>27</sup> Die Schulen waren klein, eine Lehrkraft in einem Dorf reichte daher aus. Oft halbierte sich die Schülerzahl im Sommer, da viele Kinder in der Landwirtschaft eingesetzt wurden.<sup>28</sup>

Die Effizienz der Anordnungen auf das Schulsystem ist mithilfe der Visitationsakten nicht zu evaluieren. Dennoch ist die Vielzahl und auch Breite der Aussagen bemerkenswert und gibt Anlass zu weiteren Forschungen unter Einbeziehung von Quellen, die das Schlagwort „Schule“ nicht unbedingt im Titel tragen.

Die Archidiakonatsvisitation von 1676 zeigt, dass in den folgenden 20 Jahren ein Ausbau der Pfarrschulen erfolgte, sich die Zahl der Lehrkräfte vermehrte, neue Schulen gebaut und alte Gebäude instand gesetzt wurden. Die Darstellung der Verhältnisse fällt in den Protokollen aus der Visitation Fürstbischof Hermann Werners und seines Generalvikars wesentlich knapper aus. In 28 von 91 visitierten Orten wurde Unterricht begutachtet und festgehalten, doch bleibt unklar, ob es sich um die Christenlehre oder um Elementarschulen handelte. In Oistrup wurde der Unterricht und Bildungsstand der Bevölkerung als katastrophal bezeichnet, in Lütkeneder Verbesserung gewünscht, aus Altenberg erfahren wir, dass sowohl die Jugend als auch die Erwachsenen geprüft

<sup>24</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 2, fol. 68.

<sup>25</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 2a, fol. 166 (Büren) und EBA PB, HS XIII, 4, fol. 200 (Warburg).

<sup>26</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 2a, fol. 166f.

<sup>27</sup> Z. B. in Siddinghausen, EBA PB, HS XIII, 2a, fol. 225.

<sup>28</sup> In Haaren wurden insgesamt 52 Schüler (EBA PB, HS XIII, 2a, fol. 341), in Delbrück 45 (EBA PB, HS XIII, 5a, fol. 68) in Falkenhagen im Winter 60, im Sommer 30 Schüler (EBA PB, HS XI-II, 5a, fol. 187) gezählt.

und befragt wurden.<sup>29</sup> Insgesamt überwiegt das Urteil, es sei gut unterrichtet worden. Bemerkenswert ist, dass aus mehr als zwei Dritteln aller Pfarreien keine Nachrichten über den Bildungsstand übermittelt wurden, besonders, da die Visitation ein Jahr nach der Kirchenordnung Hermann Werners (1686)<sup>30</sup> begann und noch zur Zeit der Synodalbeschlüsse (1688) fortgeführt wurde. Danach sah auch Hermann Werner ähnlich wie sein Vorgänger Ferdinand die Schullehre als unverzichtbar für gemeinsames Heil und das eines jeden einzelnen an.<sup>31</sup>

Strukturell in Bezug auf die Herausbildung frühmoderner Staatlichkeit gesehen, findet sich in der Schulgesetzgebung Hermann Werners eher ein Rückschritt: Anstatt durch landesherrliche Verordnungen vollzieht er seine Bildungspolitik im Rahmen der Kirchenordnungen oder Synoden. Erst Clemens August ordnet die Bildung wieder in die Zuständigkeit des Landesherrn ein.

Die spärlichen Ausführungen an dieser Stelle lassen bereits die Desiderate erahnen, die um das Dekret Ferdinands von 1663 entstehen. Zwei wesentliche Untersuchungsbereiche sind zunächst von einander zu trennen und anschließend zu einem einheitlichen Bild zusammen zu fügen:

1. Wie stellt sich die Umsetzung der Dekrete und Kirchenordnungen von 1663 und 1686/1688 im Elementarschulwesen dar? Welchen Erfolg weist die fürstbischöfliche Bildungspolitik auf?
2. Wie ist der Erlass eines Dekrets mit der Forderung nach Bildung als Untertanenpflicht geistesgeschichtlich zu bewerten? Welchen Stellenwert hat solch ein Entwurf in der Entstehung frühmoderner Staatlichkeit und frühmoderner Herrschaftstypen eingenommen?<sup>32</sup> Schließlich: Warum bildet sich ausgerechnet in den geistlichen Staaten derart früh die Idee einer Schulpflicht aus?

Die Relevanz des Themas ergibt sich letztlich nicht nur in der Parallele zu der zu Beginn thematisierten Bredouille des Verhältnisses von Anspruch und Wirklichkeit, auch sollte sicherlich die Geschichte hier nicht ausschließlich als Genese der Gegen-

<sup>29</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII, 7, fol. 58, 59, 64.

<sup>30</sup> Wie bereits erwähnt, findet sich in der Kirchenordnung kein expliziter Schulparagraph. Dennoch werden unter Caput IX („Von Kirchen- und Armenprovisoren, Küstern, Schulmeistern, Schulmeisterinnen und Schulen) die Punkte erörtert, unter denen Lehrer für die Schule angenommen werden können, worüber sie den Eid abzulegen haben, welches ihre Aufgaben sind, unter wessen Jurisdiktion sie stehen und dass sie sich dem übermäßigen Alkoholenuss und Kartenspielen zu enthalten haben (Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, Bd. I, Paderborn 1785, S. 276, 279, 280ff., 286). Es handelt sich allerdings wohl nur um das Lehrpersonal für die Christenlehre.

<sup>31</sup> Vgl. Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, Bd. I, Paderborn 1785, S. 285.

<sup>32</sup> Siehe zur Frage des Herrschertypus eines frühmodernen geistlichen Fürsten auch BRAUN, Bettina: Seelsorgebischof oder absolutistischer Fürst? Die Fürstbischöfe in der Spätphase des Alten Reichs zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in: Braun, Bettina/ Göttmann, Frank/ Ströhmer, Michael (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, S. 87–116.

wart angesehen werden. Der Facettenreichtum der Bildungsgeschichte bietet eine Basis für die Hinterfragung pädagogischer Entwürfe ebenso wie staatlicher Einflussnahme und Entwicklung bis hin zu dem heute wieder so beliebten Kanonwissen und Nützlichkeitsdenken. Insofern stellt die noch ausstehende Untersuchung zum elementaren Bildungswesen und eine Analyse der Schulgesetzgebung der frühmodernen Zeit eine hervorragende Reflexionsfläche auch der Forschung selbst dar.

### **Vorhang auf!, für: „Preußen und Prälaten“**

#### **Die Säkularisation als Schauspiel im Kloster Dalheim bei Paderborn**

*von Lars Reinking*

1803–2003. Das vergangene Jahr historischer Ausstellungsarbeit stand vielerorts ganz im Zeichen der Erinnerung an die Säkularisation. Auch das mittlerweile museal genutzte ehemalige Augustiner-Chorherren Kloster in Dalheim bei Paderborn hat dem Thema unter dem Titel „Zerstreut und Zerschlagen. Die Säkularisation des Klosters Dalheim 1803“ seine Jahresausstellung gewidmet. Im Rahmen der Eröffnung sollten am historischen Ort der Klostersaufhebung die Ereignisse vom Frühjahr 1803 noch einmal lebendig werden, und zwar in Form einer Inszenierung.

Der Gedanke, Geschichte durch Spielszenen anschaulich zu machen, ist nicht neu. Historische Rollenspiele gehören zum Standardprogramm musealer Angebote für Kinder und Jugendliche. Doch auch Erwachsene lassen sich gerne durch Inszenierungen in die fremde Welt der Vergangenheit entführen. Was in Form von Mittelaltermärkten und nachgestellten Ritterturnieren bereits zum festen Kanon unseres Freizeitangebots gehört, erobert nun auch das Museum: die Geschichte als spannende Erzählung, in der Schauspieler in die Haut historischer Personen schlüpfen, um den Besucher während der Ausstellung nicht mit „trockenen Zahlen und Fakten“ zu füttern, sondern mit Stimmungen, Konflikten und individuellen Wahrnehmungen historischer Subjekte zu konfrontieren. Auf diese Weise soll emotionale Anteilnahme und Empathie hervorgerufen und gezeigt werden, dass die Menschen damals gar nicht so anders waren, als wir heute selbst. Die Geschichte wird zum Abenteuer stilisiert mit Helden und tragischen Gestalten.

In diesem Schauspiel ist der Besucher „mittendrin, statt nur dabei.“ Die Analogie zum Werbeslogan eines TV-Senders ist evident, sieht man sich doch auch im Fernsehen mit einer spürbaren Fiktionalisierung ursprünglich dokumentarischer Geschichtsformate konfrontiert. Dort wo die Basis der präsentierbaren Quellen und Artefakte nicht ausreicht bzw. als zu profan empfunden wird, helfen nachgestellte Spielszenen dabei, die Historie spannend und damit tauglich für das sonntägliche Vorabendprogramm zu machen. Die Grenze zwischen einer Inszenierung, die sich ausgehend von den Quellen darum bemüht, ein mögliches Bild vergangener Ereignisse zu entwerfen

und einem reißerischen Historienspektakel ist dabei fließend und nicht immer sofort zu durchschauen.

Auch die Spielszene für die Säkularisationsausstellung im Kloster Dalheim bewegte sich in diesem Spannungsfeld. Denn die Idee dazu wurde aus dem Wunsch heraus geboren, der Ausstellung „lebende Bilder“ zur Seite zu stellen, die dem Besucher ein möglichst anschauliches Bild der damaligen Ereignisse vermitteln, aber dennoch nicht frei erfunden sein sollten. Um diesem Anspruch Rechnung zu tragen, wurde für die Erarbeitung der Szenen auf Schriften der Säkularisationszeit Westfalens zurückgegriffen. Die unterschiedlichen Textblöcke wurden ausschließlich aus dem Quellenmaterial heraus erarbeitet. Überdies verzichtete man auf fiktive Überleitungen, um den authentischen Charakter der Schriftzeugnisse so weit wie möglich zu erhalten. So entstand



Die Auflösung des Klosters Dalheim als historische Spielszene.

eine szenische „historische Collage“ der Ereignisse von 1803 rund um das Kloster Dalheim. Im musealen Gesamtkonzept fungierte die Spielszene damit als ergänzender Kommentar zur Ausstellung, indem sie in drei Szenen und einer Spielzeit von insgesamt 20 Minuten kurz zentrale Aspekte zur Säkularisation in dramatischer Form präsentierte und das Publikum so auf die eigentliche Ausstellung einstimmte.

Dazu schlüpfen insgesamt fünf Schauspieler in die Rollen von Chorherren und preußischen Kommissaren und präsentierten in Dialogen und kurzen Statements die Positionen der einzelnen Konfliktparteien. Der Text für die Kommissare basierte auf der schriftlich verfassten Verfahrensordnung zur Klosteraufhebung, der sogenannten „Generalinstruktion“ von 1803. Überdies wurden den Preußen polemische Äußerungen der zeitgenössischen Publizistik über den vermeintlich verlotterten geistlichen Staat in den Mund gelegt. Die Chorherren kommentierten dies ihrerseits immer wieder mit Zitaten aus Psalmen und den „Confessiones“ des Augustinus – einem Hauptwerk des Kirchenvaters und Patrons der Dalheimer Chorherren. So wurde dem preußischen Rationalismus die transzendente Dimension geistlicher Lebensideale gegenübergestellt.

Ergänzt durch Zeitzeugenberichte von Mönchen, welche die Klosteraufhebungen in der Region Westfalen miterlebten, wurde so der Verlust der Lebensperspektive geistlicher Gemeinschaften nach 1803 eindringlich ins Bild gesetzt. Die Konfrontation der einzelnen sprachlichen Statements fand ihren szenischen Höhepunkt schließlich in einer symbolischen Klosterauflösung, in der von den Kommissaren auf der Bühne befindliche Mobilien akribisch verzeichnet und zum Abtransport hergerichtet wurden, während die Chorherren sich im Zuschauerraum verloren und die Bühne letztlich leer zurückblieb.

Die Inszenierung bot in Ergänzung zur Ausstellung die reizvolle Möglichkeit, spielerisch bestimmte Aspekte der historischen Überlieferung miteinander zu verknüpfen und so dem Besucher einzelne Gesichtspunkte des vielfältigen Themas „Säkularisation“ in einer alternativen ästhetischen und konzisen Form nahe zu bringen. Damit gelang es, ohne Rückgriff auf flache Deutungsmuster – nach der Art preußischer Schergen mit aufgepflanzten Bajonetten und fliehender Prälaten mit Monstranzen unter dem Arm – bewegte Bilder zu erfinden, die dem Besucher Lust darauf machten, sich ausgehend von den darstellerisch umgesetzten Quellentexten auf eine Reise durch die ehemalige Klosteranlage zu begeben. Eine Reise, in der die Begegnung mit Geschichte als Aneignung fremder Welten und so im besten Wortsinn als Abenteuer erfahrbar werden konnte.

## **Klavierstimmer und Klavierspieler – zum Verhältnis von Archivaren und Historikern**

*von Rainer Pöppingbege*

Die Bundesrepublik Deutschland verfügt über eine ausgesprochen dichte Archivlandschaft. So gibt es neben staatlichen und kommunalen Archiven eine Vielzahl von Archiven in privater oder öffentlich-rechtlicher Trägerschaft, die einen unverzichtbaren Quellenfundus für die Geschichtswissenschaft bereithalten. Im Verlauf des DFG-Workshops zum Thema „*Die Geschichtswissenschaften und die Archive. Perspektiven der Kooperation*“ am 5. Oktober 2004 im Westfälischen Landesmuseum in Münster machte das Wort von den „Klavierstimmern und Klavierspielern“ die Runde. Damit sollte das Verhältnis von Archivaren und Historikern beschrieben werden. Dieses ist freilich etwas komplizierter, denn Archivare sollten sich mit Recht nicht nur als Handlanger der Forschung begreifen. Sie tragen zur Konservierung des gesellschaftlichen Gedächtnisses entscheidend bei und bestimmen durch ihre Kriterien für die Aktenübernahme oder -vernichtung, was dem Historiker in späteren Jahren als Quellenmaterial zur Verfügung steht.

Die Art und Weise der Überlieferungsbildung stellt die Archivare momentan vor erhebliche Probleme, da immer mehr Menschen elektronisch kommunizieren. Beispielsweise fehlen verbindliche Regeln darüber, ob und wie behördliche E-Mails gespeichert und überliefert werden. Im Gegensatz zur Zeit der Aktenüberlieferung auf

Papier können heute digitale Bestände mit einem Mausklick gelöscht werden – ein Problem, das nicht nur bei der Aktenübernahme aus dem Kanzleramt auftreten kann. Ein Grundsatzpapier der Arbeitsgruppe „Informationsmanagement der Archive“ warnt daher auch vor irreparablen Lücken in der Überlieferung authentischer Quellen.<sup>1</sup> Danach wird die Überlieferungsbildung als „strategische Kernaufgabe“ von Archiven definiert, wobei die Archive selbst nur einen Bruchteil des angebotenen Materials übernehmen und aufbewahren können.<sup>2</sup> Dass Archive aber auch schon in früheren Zeiten nur das aufbewahren konnten, was schriftlich oder bildlich fixiert wurde, ist dagegen keine neue Erkenntnis. Wer Archivbestände für die vollständige Spiegelung geschichtlicher Vorgänge hält, ignoriert die Bedeutung (fern-)mündlicher oder gar nonverbaler Kommunikation. Bei der Frage, welche Akten und Dokumente übernommen werden, sollen künftig prinzipiell auch die Benutzer – also die geschichtswissenschaftliche Forschung – ein Wort mitzureden haben. Dies hört sich unspektakulär an, bedeutet aber eine kleine Revolution im Selbstverständnis von Archivaren, denen auf dem Workshop die beteiligten Historiker insgesamt eine größere Offenheit für die Perspektive der Benutzer bescheinigten.<sup>3</sup>

Als zentral erwies sich die Frage, ob Archivare bei ihren Bewertungskriterien jede Wendung der Geschichtswissenschaft nachvollziehen sollen bzw. können. Welche Quellenbestände stünden der heutigen Historikergeneration zur Verfügung, hätten Archivare vor Jahrzehnten in größerem Maße kulturwissenschaftliche Fragestellungen bei der Überlieferungsbildung antizipiert? Die Archivbestände sähen heute möglicherweise anders aus, hätten Archivare die einstige politikgeschichtliche Schwerpunktsetzung der Geschichtswissenschaft nicht mitgemacht, sondern z. B. sozial- oder kulturgeschichtliche Interessen bei der Überlieferungsbildung stärker – und vor allem: früher – berücksichtigt. Doch warum sollten Archivare in diesem Zusammenhang „weitsichtiger“ als die Historiker sein? So zeigte sich die Zeit- und Standortgebundenheit von Archivaren, eine Eigenschaft, die sie mit den Historikern teilen. Unterstellt man, dass die Archivarsausbildung die Tendenz zur staatsnahen Aktenüberlieferung begünstigt hat, dann muss man erwarten, dass dies auch die Möglichkeiten und Beschränkungen geschichtswissenschaftlicher Forschungen in der Vergangenheit beeinflusste.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> KLUTTIG, Thekla et.al.: Die deutschen Archive in der Informationsgesellschaft – Standortbestimmung und Perspektiven, in: *Der Archivar* 57 (2004), S. 29.

<sup>2</sup> Die Aufbewahrungsquote amtlichen Schrifttums beträgt in den staatlichen Archiven lediglich 1%. Insbesondere die im modernen Wohlfahrtsstaat anfallenden Massenakten stellen die Frage nach den Kriterien der Aufbewahrung. Soll man sie punktuell aufbewahren oder das Zufallsprinzip walten lassen?

<sup>3</sup> Im Grundsatzpapier heißt es dazu selbstkritisch: „Ein Dialog mit der Forschung wurde bisher jedoch nur in Ausnahmen geführt. Die stärkere Einbeziehung der Forschung und der Nutzer ist in letzter Zeit von verschiedenen Seiten zu Recht gefordert worden“. KLUTTIG, *Archive*, S. 30.

<sup>4</sup> An der Universität Bielefeld beginnt momentan ein DFG-Projekt bei Prof. Dr. Willibald Steinmetz, das die Archivtätigkeit und die Bewertungskriterien in historischer Perspektive untersucht.

Angesichts der Tatsache, dass geschichtswissenschaftliche Ansätze in ihrem Wert erst später bewertet werden können, ist die neue Offenheit zwar zu begrüßen, jedoch auch kritisch zu betrachten. Zwar kann es nicht schaden, wenn künftig „das Erfahrungspotential der Forschung bei der Auswertung von Archivbeständen“ stärker in den Archiven reflektiert und in Bearbeitungsstrategien einbezogen wird.<sup>5</sup> Doch sollten sich die Archivare darüber bewusst sein, dass vor Irrtümern und Sackgassen auch der Historiker nicht gefeit ist und es überhaupt zweifelhaft ist, ob es „die Erwartungen der Forschung“ überhaupt gibt. Folgt man dem geschichtswissenschaftlichen Mainstream bei der Überlieferungsbildung, bewegt man sich irgendwann im Kreis.

Eine engere Kooperation von Archivaren und Historikern dürfte nicht nur im Bereich der Forschung notwendig sein. Unter Hinweis auf die Erfordernisse einer praxisnäheren Ausbildung im Rahmen der modularisierten Studiengänge wird man die zunehmende Bedeutung der Archive für die fachwissenschaftliche Ausbildung von Studierenden zu berücksichtigen haben. Die stärkere Berufsorientierung der Bachelorstudiengänge könnte auf Dauer dazu führen, dass Praktikumsmöglichkeiten und Projektarbeiten in Archiven intensiver genutzt werden. Auf der anderen Seite mahnen die Archive zu Recht eine Stärkung der historischen Hilfswissenschaften an, die an vielen Universitäten den allgemeinen Sparbemühungen zum Opfer gefallen sind. Mehr und mehr erweisen sich Historiker bei der Benutzung von Archiven als archivkundliche Analphabeten, denen grundlegende paläographische Kenntnisse abgehen. Inwieweit es sich hier um ein gern geäußertes Stereotyp aus Sicht von Archivaren handelt, kann nicht überprüft werden. Fest steht aber, dass die personelle Ausdünnung an den Hochschulen einen Qualitätsverlust bei der Ausbildung ganzer Historikergenerationen mit sich bringt. Die Fachwissenschaft sollte ihrerseits in den Diskurs eintreten und definieren, was ihre eigenen Erwartungen an die Archive sind und wie diese sich realitätsnah – und nicht als Maximalforderung – umsetzen lassen. In diesem Sinne bildete der Workshop den Beginn eines systematischen Dialogs zwischen Archiven und Geschichtswissenschaft.

<sup>5</sup> KLUTTIG, *Archive*, S. 34.

## „Zwischen Stall und Staffelei“ Leben und Werk der Künstlerin Elisabeth Füller-Teilhof

von *Jasmin Niggemann*

Thema dieses Beitrags ist die Naive Malerin und Bäuerin Elisabeth Füller-Teilhof (1920–1998). Mit einem sicheren Gefühl für Farben, Flächen und Bildaufbau erweckte sie ihre Naive Kunst zum Leben. Ihre farbintensiven Bilder schildern den Alltag in all seinen Facetten, aber auch Träume, Sehnsüchte und Ängste. Unbekümmert und naiv malte sie eine Mischung aus Erinnerungen und Wunschvorstellungen. Mit viel Liebe zum Detail und zur Natur erzählen die Bilder der Bäuerin dem Betrachter Geschichten aus längst vergangenen Kindertagen, aber auch vom arbeitsreichen Leben als Bäuerin. Jeder Naive Maler hat sein eigenes Bild von der Welt, das er nach seinen Regeln formt. Auch Elisabeth Füller kreierte eine Welt nach ihren Vorstellungen. Ihre Bilder mögen auf den ersten Blick paradiesisch und märchenhaft unwirklich anmuten, doch bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, dass es sich oftmals nur um eine Illusion handelt.

Der Naiven Kunst wird fortwährend die Unfähigkeit zur Reflexion unterstellt, die sich häufig in der oberflächlichen sentimentalen Rückwärtsgewandtheit der Naiven offenbaren soll.<sup>1</sup> Manche Bilder Elisabeth Füllers zeugen in der Tat von dem Begehren, Vergangenes erneut zu durchleben, und wenden den Blick vom Gegenwärtigen ab. Zahlreiche ihrer Gemälde sind darüber hinaus durch Themen bestimmt, die eine zeitliche Einordnung erschweren und das Gemalte ins märchenhaft Unwirkliche ent-rücken. Doch gerade in dieser Hinsicht nimmt Elisabeth Füller eine Sonderstellung in der Naiven Malerei ein, denn obgleich ihre Arbeiten durch einen für Naive typischen märchenhaften Charakter bestimmt sind, weisen sie durchaus zeit- und sozialkritische Züge auf. Mithilfe mancher Bilder bewältigte sie Gegenwärtiges oder wagte sogar prophetische Blicke in die Zukunft.

Nicht nur Elisabeth Füllers Oeuvre, sondern auch ihr Leben als Bäuerin ist durchaus erzählenswert. Sie selbst verstand sich allezeit in erster Linie als Bäuerin, die unermüdlich ihren zahlreichen Pflichten rund um Haus und Hof nachkam, während die Malerei für sie vor allem eine Leidenschaft war, die sie in den rar gesäten Stunden der Muße, besonders im Winter und in Abendstunden, ausüben konnte. Ihr Leben gestaltete sich fortwährend als Spagat „Zwischen Stall und Staffelei“. Unter diesem Ausstellungstitel präsentierte das Westfälische Freilichtmuseum Detmold vom 22. Juni bis zum 31. Oktober 2004 eine beachtenswerte Auswahl naiver Gemälde der Bäuerin und

<sup>1</sup> Vgl. Laienmaler aus Deutschland und Österreich, hg. vom Museum für Deutsche Volkskunde Berlin (Die Sammlung des Museums für Deutsche Volkskunde), Berlin 1979, S. 6f.





Der Brautwagen, 1968

Malerin Elisabeth Füller-Teilhof nach mehr als zwanzig Jahren erstmals wieder einer begeisterten Öffentlichkeit.

Elisabeth Füller-Teilhof wurde am 15. Mai 1920 in Delbrück geboren und wuchs als eines von vier Kindern auf dem elterlichen Timmermanns Hof am Rande von Delbrück auf. Ihre Kindheit und Jugend verlief relativ unspektakulär, aber wohl sehr glücklich. Sie besuchte gemeinsam mit ihren Geschwistern die Delbrücker Volksschule (von 1926–1934, also die damals noch üblichen acht Jahre). Das Fach Deutsch lag ihr besonders; ihre Liebe für die Poesie bewahrte sie sich bis ins hohe Alter hinein. Im Alter von 17 Jahren absolvierte sie eine einjährige Ausbildung als Küchenhilfe bei den Schwestern der christlichen Liebe im Leokonvikt in Paderborn. Das Ausbildungszeugnis belegt, dass die Ausbildung am 29. Oktober 1938 endete. Anschließend kehrte Elisabeth Füller auf den Timmermanns Hof zurück und half wieder beim täglichen Hofbetrieb mit.

Trotz der Wirren und der Auswirkungen des Krieges, kann man behaupten, dass Elisabeth Füller eine zufriedene Jugendzeit verlebt hat. In Delbrück gab es während des Krieges nur wenige Vereine und selten Tanzveranstaltungen. Wenn jedoch Tänze stattfanden, haben Elisabeth und ihre Schwester Katharina diese mit Freude aufgesucht, denn beide tanzten leidenschaftlich gern. Da Elisabeth Füller als junges Mädchen sehr introvertiert war, pflegte sie generell nur wenige Freundschaften, zumal der Hof ihrer Eltern außerhalb der Ortschaft lag. Ihre Schwester Katharina bildete das exakte Gegenstück zu Elisabeth, wobei sich das Verhältnis der beiden schon seit Kindertagen sehr harmonisch gestaltete. Elisabeth Füller hielt ihre Schwester einige Jahre später in einem Portrait fest, das sich heute noch im Besitz ihrer Nichte Monika Kai-mann befindet. Auch zu ihrem Bruder Konrad besaß sie ein ausgesprochen gutes Verhältnis. Er war in seiner Freizeit leidenschaftlicher Jäger und noch heute hängt ein von Elisabeth Füller gemaltes großes Jagdbild in der Eingangshalle des Timmermann Hofes in Delbrück.

Im Jahre 1953 heiratete Elisabeth Füller im Alter von 33 Jahren den Hoferber Heinrich Füller aus Marienloh. Ihr Mann war fünfzehn Jahre älter, was für sie offenbar nie eine Rolle gespielt hat. Das Paar hatte sich im Jahre 1952 durch den Brautbitter „Kohlenklau“ kennen gelernt, der mit bürgerlichem Namen Heinrich Sahneke hieß. Er fungierte in diesem Fall aber nicht als Brautbitter im ursprünglichen Sinne, sondern vielmehr als Heiratsvermittler.

Nach der Heirat und dem damit verbundenen Umzug auf den Teilhof nach Marienloh, besuchte das junge Ehepaar noch lange Zeit jeden Sonntag den elterlichen Timmermanns Hof. Auch noch Jahre später besuchte das kinderlose Ehepaar sonntags regelmäßig das Delbrücker Elternhaus Elisabeths, nicht zuletzt wegen der zwei Neffen und der Nichte Monika. Denn für Elisabeth Füller stand schon kurze Zeit nach der Heirat die erschütternde Diagnose fest, dass sie und ihr Mann keine Kinder bekommen konnten, was der Bäuerin, die Kinder außerordentlich liebte, einen schweren Schlag versetzt haben muss. In Gedichten und später auch mit Gemälden hat sie ihrem Wunsch nach Kindern Ausdruck verliehen. Vor allem ihre Nichte Monika hat ihr über den Schmerz der Kinderlosigkeit hinweggeholfen und war für sie beinahe zu einer Tochter geworden. Als regelmäßiger Feriengast auf dem Teilhof liebte sie das turbulente Treiben auf dem großen Hof und war fasziniert von dem Temperament und der Kreativität der Tante. Vor allem beim Kochen, beim Herstellen von Marzipan oder beim Aufsetzen von Likören, kannte die Experimentierfreude Elisabeth Füllers keine Grenzen. Monika Kaimann weiß noch heute die Anekdote vom explodierten Schnellkochtopf zu erzählen, dessen Inhalt die Küchendecke zierte oder die Geschichte vom Spitz und den Hühnern, welche die Überreste des Liköraufsatzes, die ihre Tante auf der Miste entsorgt hatte, fraßen und danach deutlich beschwipst waren. Für die Nichte war der Teilhof in ihren Kindertagen, vor allem während der Ferien, wie ein zweites Zuhause.

Der Teilhof ist einer der ältesten Höfe in Marienloh. Das heutige Wohnhaus war im Jahre 1912 von Ignatz Füller (1863–1941), dem Vater von Heinrich Füller erbaut worden, der 1902 Maria Höschen (1877–1916) geheiratet hatte.<sup>2</sup> Als Elisabeth Füller auf dem Marienloher Teilhof einzog, umfasste dieser noch eine Fläche von 200 Morgen Land, das für Land- und Viehwirtschaft genutzt wurde. Finanziell stand es freilich schlecht. Doch Not macht bekanntlich erfinderisch und so begann Elisabeth hauseigene Produkte des Bauernhofes an die Paderborner Stadtbewohner zu verkaufen. Der Teilhof forderte die Füllers das ganze Jahr über, aber trotz der harten Arbeit blieb Elisabeth ihrer fröhlichen gutmütigen Art treu. Neuerungen hat sie stets begrüßt und versucht, diese mit dem Alten zu verbinden.

<sup>2</sup> Vgl. WINKLER, Andres: Alte Bauernhöfe in Marienloh. Hof Füller-Schmidt Teilhof, in: Marienloher Heimatblatt, S. 2–7, hier S. 3.

Das turbulente Leben auf dem Teilhof hat die vormals stille und scheue Elisabeth Füller jedoch auch verändert. In Marienloh entwickelte sie sich von der zurückhaltenden Bauerstochter zu einer selbstbewussten und selbständigen Bäuerin. Obwohl schon immer in allen häuslichen und handwerklichen Dingen begabt, konnte sich auf dem Teilhof ihr kreatives Talent nun endlich voll und ganz entfalten. Sie hat tapeziert, Zäune gestrichen, zementiert, repariert und sogar im Modellieren experimentiert. Dabei kreierte sie Märchenfiguren und Windmühlen aus Zement, die sie allesamt bunt bemalt hat. Bei der Farbgestaltung der Figuren machte sie erste nützliche Erfahrungen im Umgang mit Farbe und Pinsel.

Die Malerei hat Elisabeth Füller jedoch erst elf Jahre nach ihrer Hochzeit entdeckt. Nach der Renovierung der Wohnstube des Teilhofes durch das Ehepaar Füller im Sommer 1964, war die damals 44-jährige Bäuerin der Auffassung, dass an der kahlen Wand ein Bild fehle. Die sparsame und zudem praktisch veranlagte Bäuerin zog es keine Sekunde in Betracht, ein entsprechendes Gemälde käuflich zu erwerben, sondern griff unvermittelt selbst zu Pinsel und Farbe. Aus Wasserfarben entstand auf diese Weise ein erstes „Aquarell“, das eine Ernteszene darstellte, deren Vorlage vermutlich aus einer Bauernzeitschrift stammt. Auf diese Weise hat das erste Werk Elisabeth Füllers den Weg in deren Wohnstube gefunden, wo es eines Tages von Hermann Deeke, einem befreundeten oder bekannten Schneidermeister aus Schloss Neuhaus bei einem Besuch auf dem Teilhof entdeckt wurde. Es war ein außerordentliches Glück für Elisabeth Füller, dass Deeke, der selbst Künstler war, ihr Talent sofort erkannt hat. Er riet ihr zu, sich weiterhin in der Malerei mit Öl zu versuchen.

Es ist nicht ganz sicher, zu welchem Zeitpunkt Deeke ihr erstes Gemälde entdeckt hat. Möglicherweise hat er es kurz nach der Entstehung zu Gesicht bekommen, vielleicht aber auch erst im darauffolgenden Herbst oder zum Winterbeginn. Fest steht jedoch, dass Elisabeth Füller sich in den ruhigen Wintermonaten erstmalig mit der Ölmalerei beschäftigt hat. Im Winter, wenn die Landwirtschaft brach lag, war es den Füllers eher möglich, sich ihren Freizeitbeschäftigungen zu widmen. Zudem traten im Winter 1964 besondere Umstände ein, insofern als das Ehepaar Füller – Heinrich Füller war zu diesem Zeitpunkt bereits 59 Jahre alt – damals plante, sich nach und nach zur Ruhe zu setzen. Sie hatten bis auf 80 Morgen den größten Teil ihrer ursprünglich 200 Morgen großen Länderein verpachtet, so dass es Elisabeth Füller in diesem Winter möglich war mehr Zeit für ihr neues Hobby, die Malerei, aufzubringen.

„Der hohe Besuch“ ist mit hoher Wahrscheinlichkeit das erste mit Ölfarben gemalte Werk Elisabeth Füllers. Als Vorlage dienten der noch unerfahrenen Malerin zwei Bilder (in Form von Kunstpostkarten) des französischen Malers Jean-François Millet (1814–1875)<sup>3</sup>. Jedoch fertigte sie keine gehaltlose Reproduktion an, sondern kreierte etwas völlig Neues und vor allem Eigenständiges, indem sie zwei seiner bekannten

<sup>3</sup> Vgl. HONOUR, Hugh/ FLEMING, John: Weltgeschichte der Kunst, München 1992, S. 503.

Werke „Die Ährenleserinnen“ und „Das Angelusläuten“ zu einer raffinierten Gesamtkomposition addiert hat. Elisabeth Füller veränderte dabei nicht nur den Bildaufbau, sondern insbesondere auch die inhaltliche Aussage. Während Millets „Das Angelusläuten“ das abendliche Gebet auf dem Feld thematisiert – deutlich erkennbar an den gesenkten Häuptern der im Vordergrund positionierten Figuren – avanciert die männliche Figur in dem Bild von Elisabeth Füller zu einem Adelsherrn, der seinen untergebenen Feldarbeitern einen Besuch abstattet. Sie hält in ihrer Interpretation des „Angelusläutens“ den Moment der Begrüßung fest. Im Gegensatz zu dem Werk von Millet richtet die männliche Figur den Blick auf den Betrachter. Ihr Haupt ist nicht gesenkt, sondern erhoben. Während Millets Figur den Hut zum frommen Gebet absetzt, vollzieht die Figur von Elisabeth Füller diesen Akt allem Anschein nach nur aus Gründen der höflichen Begrüßung. Ihr weibliches Gegenüber verbeugt sich demzufolge nicht ehrfürchtig zum Gebet, sondern – wie es bereits der Titel besagt – vor dem hohen Besuch. Zwei Jahre später, 1966, malte sie „Der hohe Besuch“ noch einmal, aber diesmal in ihrem eigenen naiven Stil. Dieses Werk verdeutlicht auf eindrucksvolle Weise den entscheidenden Schritt Elisabeth Füllers von der Laien- zur Naiven Malerin. „Der hohe Besuch“ von 1966 im naiven Malstil befindet sich heute noch im Besitz ihrer Schwägerin Anne Timmermann auf dem Timmermanns Hof in Delbrück.

In den folgenden Wintermonaten 1964/65 hat Elisabeth Füller daraufhin eine beträchtliche Anzahl ihrer charakteristischen Gemälde produziert. „Der hohe Besuch“ war im Übrigen ihr einziger Reproduktionsversuch, sie suchte vielmehr nach einem eigenen Stil, einer persönlichen Aussage ihrer Werke. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich schnell ihre unverkennbare charakteristische Handschrift, die sich über die Jahre hinweg kaum verändern oder weiterentwickeln, aber durchaus intensivieren sollte. Diese Handschrift äußert sich insbesondere im groben, großzügigen Farbauftrag und in den deutlichen schwarzen Konturen. Die Themen entnahm sie ihrer unmittelbaren ländlichen Umgebung als Bäuerin, die sie mit Fantasie und Farbenkraft ebenso selbstsicher wie gekonnt in Szene setzte. Mit viel Raffinesse hat sie die Gesetze der Kunst unterwandert und, wie es den Naiven entspricht, auf Anatomie, Perspektive und Schattengebung gleichermaßen verzichtet.<sup>4</sup> Figuren wirken unproportioniert, Landschaften führen nicht in die Weite und Tiefe des Raums, sondern scheinen in der Höhe gestaffelt. Fluchtpunkt, Raum- und Farbperspektive bleiben unbeachtet.<sup>5</sup> Farben werden häufig ungemischt verwendet und führen dem Betrachter ihre unschuldig kindliche Weltanschauung vor Augen.<sup>6</sup> In dieser Welt scheint die Sonne schlicht gelb, die Wiesen sind grün und der Himmel ist blau. Häufig wird etwas dargestellt, das es nicht gibt, oder in der Form nicht (mehr) gibt, aber durchaus geben könnte. Naive kreieren

<sup>4</sup> Vgl. KRUG, Erich u. Brigitte: Naive Malerei: Künstler – Werke – Tendenzen, München 1980, S. 18.

<sup>5</sup> Vgl. KRUG, Naive Malerei, S. 19.

<sup>6</sup> Vgl. KRUG, Naive Malerei, S. 19f.

mit ihrer Malerei ein mögliches Paradies. Dieser Aspekt unterscheidet sie von den Surrealisten. Durch ihre Bilder verlebendigen sie eine Erfahrung oder eine Sehnsucht, die ihnen im wahren Leben vorenthalten wurde oder die sie noch einmal erleben wollen.<sup>7</sup> Daher wird Naiven oft eine sentimentale Rückwärtsgewandtheit vorgeworfen, die in der Tat Inhaltgeber vieler Werke ist, aber eben durchaus nicht aller.<sup>8</sup> Jeder Naive hat daher sein eigenes Bild von der Welt, die er nach seinen Regeln formt.<sup>9</sup>

Auch Elisabeth Füller hat mit ihren Bildern eine Welt nach ihren Vorstellungen kreiert. Probleme in der künstlerischen Ausführung oder Technik waren ihr fremd. Wie im Haushalt musste alles schnell gehen, weshalb sie für ihre Bilder selten Tage oder Wochen benötigt hat. Eine der Wohnstuben des Teilhofs hatte sie zum ‚Atelier‘ umgestaltet. Schon nach wenigen Monaten verzierten zahlreiche Werke der Bäuerin in allen erdenklichen Formaten die Wände der Wohnstube und des Flures sowie vieler anderer Räume. Elisabeth Füllers neue Muße war mit einer ungeheuren Produktivität gepaart, was aber der Qualität ihrer Werke keinen Abbruch tat. Ihr handwerklich geschickter Mann hat sie von Anfang an unterstützt, obgleich er nicht immer verstand, welcher Aspekt die Menschen an den Bildern seiner Frau dermaßen faszinierte. Er hat für seine talentierte Frau in seiner Werkstatt sogar eigens eine Staffelei angefertigt, die Elisabeth Füller bedingt durch den großzügigen Farbauftrag jedoch kaum verwendet hat. Vielmehr nutzte sie als Malunterlage bevorzugt einen Tisch, da auf diese Weise die Farben in horizontaler Position nicht verlaufen können. Als Palette verwendete sie einfache Porzellanteller. Pinsel und Farben entstammten anfangs noch größtenteils dem Hofinventar, doch schon bald schaffte die Künstlerin sich hochwertige Ölfarben an. So unkompliziert wie die Bilder der Bäuerin sind, so anspruchslos waren auch viele ihrer Malutensilien. Pinsel wurden häufig mit der Schere zurecht gestutzt, als Maluntergrund dienten stets Hartfaserplatten aus altem Mobiliar. Rahmen wurden selbst gebaut oder stammten vom befreundeten Altwarenhändler Gehle oder anderen Bekannten.

Die Erlebnisse aus Elisabeth Füllers Jugendjahren in Delbrück und ihre Jahre auf dem Teilhof in Marienloh boten den Stoff für unzählbare Gemälde. Es erscheint naheliegend, dass sie sich als Bäuerin dabei vor allem mit Motiven aus dem ländlichen Arbeitsalltag beschäftigt hat. Die Mehrzahl ihrer Werke trägt Titel, die keinen Interpretationsspielraum in Bezug auf das Dargestellte offen lassen. Zu dem Werk „Gänserupfen“ aus dem Jahre 1966 etwa wurde Elisabeth Füller dadurch inspiriert, dass man auf dem Timmermanns Hof sehr viele Hühner und Gänse hielt, die regelmäßig gerupft wurden. Und auch als Bäuerin auf dem Marienloher Teilhof musste sie kurz vor Weihnachten stets an die zehn Festtagsgänse rupfen, die für den Verkauf gedacht waren.

<sup>7</sup> Vgl. JAKOVSKY, Anatole: Naive Malerei. Bildkunst des 20. Jahrhunderts, Freiburg im Breisgau 1976, S. 12.

<sup>8</sup> Vgl. Laienmaler aus Deutschland und Österreich, S. 6ff.

<sup>9</sup> Vgl. JAKOVSKY, Naive Malerei, S. 5.

Doch nicht nur die harte Arbeit auf Hof und Feld bot Anregungen für viele Gemälde, auch die beeindruckenden Delbrücker Trachten, wie z. B. an dem Werk „Delbrücker Bäuerin“ erkennbar, welches das Portrait einer Trachtenträgerin zeigt. Sowohl Elisabeth Füller selbst als auch ihre Mutter trugen keine Trachten mehr. Ursprünglich wurde die Delbrücker Tracht zum sonntäglichen Kirchgang und anderen religiösen Feiertagen getragen. Je mehr Samtbänder die Tracht verzierten, je prächtiger die Hauben bestickt und je breiter die Röcke waren, desto reicher und größer war der Hof der Trägerin. Anhand der Tracht ließ sich so die soziale Stellung der Trägerin feststellen. Zudem wohnte den Farben der Stoffe eine bestimmte Symbolik inne. Untereinander konkurrierten die Delbrücker Frauen oftmals um die schönste Tracht und Haube. Elisabeth Füller widmete diesem Thema das Gemälde „Der Haubenkrieg“, welches auf humorvolle Weise das Konkurrenzverhalten der stolzen Trachtenträgerinnen zeigt.

Elisabeth Füller bildete in ihren Werken also nicht nur den Arbeitsalltag mit seinen gleichbleibenden Abläufen ab, sondern auch gerne Dinge, die diesen auf angenehme Weise unterbrechen, wie Märkte, Feste und Hochzeiten. Das Thema Hochzeit beschäftigte Elisabeth Füller stets aufs Neue. Auf beeindruckende Weise führt sie den Betrachter Schritt für Schritt in den traditionellen Delbrücker Hochzeitsritus ein, wobei „Bauernhochzeit“ aus dem Jahre 1976 den glänzenden Abschlusspunkt bildet. In dieser Serie fehlen jedoch eindeutig mehrere Arbeiten, deren Verbleib nur in einigen Fällen durch den Briefwechsel Elisabeth Füllers belegt ist. Drei der in diesem Zusammenhang bedeutendsten Werke, „Abschied vom Elternhaus“, „Der Brautwagen“ und „Bauernhochzeit“, befinden sich heute in der Sammlung des Westfälischen Freilichtmuseums in Detmold. Das Werk „Abschied vom Elternhaus“ bildet chronologisch betrachtet den Anfang der Serie. Das Bild stellt die traditionelle Verabschiedung der Braut vom Elternhaus im Delbrücker Land dar. Die Braut wurde bei diesem Anlass offiziell von den Brauteltern in die Obhut ihres zukünftigen Ehemannes und dessen Familie übergeben. Elisabeth Füller selbst war nicht mehr auf diese traditionelle Weise vom elterlichen Timmermanns Hof in Delbrück verabschiedet worden. Das zweite Werk, ebenfalls im Besitz des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, ist „Der Brautwagen“. Ursprünglich diente der von Freunden des Paares mit zahlreichen Blumen festlich geschmückte Brautwagen dem Brautpaar als Gefährt für den Weg zur Kirche. Im Grunde erfüllte er eine ähnliche Funktion wie die heutigen Hochzeitskutschen. Zur Zeit von Elisabeth Füllers Hochzeit war die Delbrücker Tradition des Brautwagens schon lange untergegangen. Bei der Verlobungsfeier waren jedoch Fotografien des Paares in einem ungeschmückten Kutschwagen, wohl in bewusster Anlehnung an die Tradition des Delbrücker Brautwagens, entstanden. Elisabeth Füller hatte daher beim Schaffensprozess von „Der Brautwagen“ nicht nur Erinnerungen aus ihrer Kindheit vor Augen, sondern explizit dieses Foto vom Verlobungstag, zumal die Wahl des Bildausschnittes bei Fotografie und Gemälde beinahe übereinstimmt. Das den Zyklus abschließende Werk „Bauernhochzeit“ präsentiert eine traditionelle Bauern-

hochzeit im Delbrücker Land. An einer langen Tafel wird zusammen gespeist und gefeiert. Der Storch in der unteren rechten Bildecke, als Symbol für Fruchtbarkeit und Kindersegen, wird von der Malerin als kleines Detail liebevoll eingebracht und weist zudem auf ihren eigenen, nie erfüllten, Kinderwunsch hin. Ursprünglich feierte man die Hochzeitsfeste, wie in diesem Werk deutlich erkennbar, im festlichen Delbrücker Trachtenstaat.

Natürlich hat Elisabeth Füller neben Hochzeiten noch weitere Dinge, die den Alltag angenehm unterbrechen, im Bild festgehalten, z. B. Märkte. Ein nicht wirklich festlicher, aber für die Malerin als Kind allemal anziehender Markt, war dabei der Ferkelmarkt, dem sie das gleichnamige Werk gewidmet hat. Auf den Ferkelmärkten der Umgebung wurden und werden noch heute regelmäßig die aktuellen Ferkelbestände von den Landwirten verkauft. Schon als Kind begleitete Elisabeth Füller ihren Vater auf solche Märkte. Später als selbstständige Bäuerin des Marienloher Teilhofes fuhr sie selbst dorthin. Noch viel interessanter dürften sich aber die Besuche auf dem jährlichen Pottmarkt zu Libori gestaltet haben, den die Malerin auch nach der Heirat und dem Umzug nach Marienloh weiterhin aufgesucht hat. Sie verarbeitete ihre Eindrücke in dem farbenfrohen Werk „Auf dem Libori-Pottmarkt“.

In Elisabeth Füllers Kinder- und Jugendjahren konnte man im Delbrücker Land ein weiteres imposantes Schauspiel beobachten, das heute, bedingt durch die Verfolgung der Sinti und Roma im Dritten Reich, selten geworden ist. Zwei- bis dreimal im Jahr zogen Zigeuner durch das Delbrücker Land und schlugen ihr Lager auf. Elisabeth Füller, wie die Mehrheit der Landbevölkerung, pflegte keinen näheren Kontakt zu dem fahrenden Volk, zumal es seine Zelte und Wohnwagen gewöhnlich am Kanalufer am anderen Ende der Stadt aufstellte. Dennoch fühlte sie sich von dem Wandervolk in seinen Bann gezogen und war von dessen schillernder Kultur überwältigt. Sie hat ihre Impressionen aus Kindertagen in Werken wie „Zigeunerhochzeit“ aus dem Jahre 1968 oder „Die Vorführung“ von 1976 verarbeitet.

Allzu gern übte Elisabeth Füller sich an farbenfrohen Blumenmotiven. Blumen und Blüten aller Art tauchen in vielen ihrer Bilder in verschwenderischer Pracht auf. In zahlreichen Blumenstilleben übernehmen sie sogar die Hauptrolle. Ihr künstlerisches Schaffen war von Anfang an von Blumenstilleben bestimmt, die selten einen Titel oder eine Signierung tragen. Die meisten der von ihr dargestellten Blumen stammen aus ihrem eigenen liebevoll gepflegten Garten. Bereits im Herbst soll sie Blätter gesammelt und anschließend gepresst haben, um im Winter die Adern derselben besser nachzeichnen zu können. Elisabeth Füllers leuchtende Blumenbilder sind eine Hommage an die sie umgebende Natur. Bunte Sträuße in Vasen oder Körben hat sie dabei stets effektebewusst vor dekorativem Hintergrund in Szene gesetzt. Die Blumenstilleben von Elisabeth Füller lehnen sich zum Teil an die großen niederländischen Meister der Kunst an, indem sie aus Blumenarten aller Jahreszeiten eine Gesamtkomposition arrangierte und damit eine Idealisierung der heimischen Natur bewirkte. Wie ihre gro-

Ben niederländischen Vorbilder schuf sie auf ihre naive Art etwas Perfektes, jedoch Unwirkliches und damit eine zerbrechliche Illusion.

Obwohl die Blumenstilleben von Elisabeth Füller zahlenmäßig wohl den größten Teil ihres Werkes ausmachen, sind sie inhaltlich von eher geringer Aussagekraft. Aufschlussreich für ihre Biografie sind dagegen jene Bilder, die den Wunsch des Mutterseins thematisieren. Elisabeth Füller, die kinderlos blieb, hat mit diesen Gemälden Träume und Wunschvorstellungen artikuliert und damit dem Betrachter einen frappierend ehrlichen und sehr persönlichen Einblick in ihr Inneres ermöglicht. Das Werk „Die glückliche Mutter“ stellt eine perfekte Idylle dar, ja wirkt durch die Kinder, die der Mutter Blumen schenken, geradezu überladen. Die Farben, wie z. B. das warme Rot des Kleides der Mutter, das zarte Blau und Rosé des Horizonts, die roten Fliegenpilze mit weißen Tupfen auf grüner Wiese, der braune Baumstamm, auf dem die Mutter Platz genommen hat, vermitteln den Eindruck einer entrückten Welt. Und wie in vielen farbigen Illustrationen der Märchenbücher trügen die giftigen und zugleich bezaubernd anzusehenden Fliegenpilze auch in diesem Bild den schönen Schein.

Elisabeth Füller sehnte sich aber nicht nur nach Kindern, sondern träumte auch von einem geruhsamen Leben im Alter mit ihrem Mann Heinrich. Viele Bilder geben Zeugnis von der Vorstellung eines idyllischen Lebensabends als Ehepaar, den die Bäuerin sich nach dem harten und kräftezehrenden Arbeiten auf dem Hof gewünscht hat. Ein Beispiel aus diesem Themenbereich stellt das Gemälde „Altes Bauernpaar“ aus dem Jahre 1975 dar. Untypisch für Naive wird in den Bildern aus dieser Serie eine Sehnsucht verarbeitet, die sich nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft richtet. Mit einem anderen sehr frühen Werk aus dem Jahre 1966 mit dem Titel „Alt und Allein“ warf Elisabeth Füller ebenfalls einen fernen, aber dennoch realistischen Blick in ihre Zukunft. In dem Wissen, dass ihr Mann sehr viel älter war als sie und sie niemals Kinder haben würde, malte sie sich in böser Vorausahnung als einsame alte Frau in schwarzen Kleidern und mit grauem Haar. Auf außergewöhnliche Weise spricht dieses Werk von Elisabeth Füller somit nicht die typisch naive und kindliche Sprache der Intuition, sondern vielmehr die ernsthafte Sprache der Reflexion. In der Regel bringen Naive Künstler vor allem Unbefangenheit und kindliche Freude zum Ausdruck.<sup>10</sup> Für sie ist die gemalte Welt so wirklich wie das Leben. Das Leben selbst wird aber nie ins Bild gesetzt. Einsamkeit, Krankheit, Tod oder andere unerfreuliche Dinge sind daher selten Thema in der Naiven Kunst.<sup>11</sup>

Die Figuren, die in Elisabeth Füllers Werken auftauchen, verkörpern Erlebtes, Erträumtes und Erhofftes. Sie sind viel mehr ein Sinnbild als ein wirklichkeitsgetreues Abbild. Häufig sind sie reine Staffage. Dennoch hat sich Elisabeth Füller auch auf dem Gebiet der Portraitmalerei bewegt und wichtige Bezugspersonen wie Nichte, Schwes-

<sup>10</sup> Vgl. KRUG, Naive Malerei, S. 18.

<sup>11</sup> Vgl. KRUG, Naive Malerei, S. 22.



ter oder andere Verwandte in Szene gesetzt. Die meisten Portraits folgen dabei dem Schema der En Face-Darstellung. Zudem hat sie einige Selbstportraits angefertigt, bei denen sie sich bei einer hauswirtschaftlichen Tätigkeit wie z. B. „Beim Pfannekuchenbacken“ oder „Tantchen beim Buttern“ abgebildet hat. In diesen beiden Fällen tritt sie vor allem als ausführende Arbeitskraft auf und hinter der Tätigkeit an sich zurück. Daneben existieren jedoch Werke, in denen ausschließlich sie die Hauptrolle spielt. Das „Selbstbildnis Elisabeth Füller mit Mandoline“ etwa befindet sich im Besitz des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, während sich das Selbstbildnis mit dem Titel „Erntedank“ im Besitz der Nichte Monika Kaimann befindet. Ein weiteres bedeutendes Selbstportrait, ebenfalls im Besitz des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, ist das Bild „Frau Füller mit Nichte“. Hierbei handelt es sich um ein frühes Portrait Elisabeth Füllers aus dem Jahre 1964, welches zu ihren ersten Werken zählt. Elisabeth Füllers Nichte war zur Entstehungszeit dieses Portraits noch im Kindesalter. Die Bildkomposition gibt Zeugnis von der innigen Beziehung, die Tante und Nichte seit jeher verband, zumal diese liebevolle Beziehung als eines der ersten Motive Eingang in die Naive Malerei von Elisabeth Füller fand. Dieses Werk war für die Malerin offenbar von besonderer Bedeutung, es blieb zeitlebens in ihrem Besitz. 2003 gelang es dann dem Westfälischen Freilichtmuseum Detmold dieses Werk zusammen mit 43 weiteren Gemälden Elisabeth Füllers aus dem Nachlass der Nichte Monika Kaimann zu erwerben. Das Selbstportrait mit Nichte stellt die bereits im Jahre 1964 vorhandene Kunstfertigkeit Elisabeth Füllers erkennbar unter Beweis.

Zu Beginn des Jahres 1965 wurde Elisabeth Füllers Talent von dem Paderborner Kunstprofessor Heinrich Schelhasse entdeckt, der selbst künstlerisch tätig war. Auf welchem Weg Elisabeth Füller die Bekanntschaft Schelhasses gemacht hat ist ungewiss. Möglicherweise war er ein Bekannter von Hermann Deeke, der ihm Elisabeth Füller vorgestellt haben könnte. Da die Ehefrau Schelhasses regelmäßige Kundin im Füllerschen Hofladen gewesen sein soll, ist die Wahrscheinlichkeit jedoch hoch, dass Schelhasse die Malerin durch seine Frau kennen gelernt hat. Er war von ihrem naiven Malstil offenbar auf Anhieb begeistert und brachte sie in einer Düsseldorfer Ausstellung von Laienmalerinnen unter, an deren Organisation er maßgeblich beteiligt war. Die Ausstellung nichtprofessioneller Malerinnen fand unter dem Titel „Die Unbekümmerten“ vom 5. bis 26. Mai im Modehaus Koch am Wehrhahn statt. Neun Künstlerinnen mit insgesamt 139 Werken nahmen daran teil. Darunter auch Elisabeth Füller, die mit 32 ihrer Werke vertreten war. Die Düsseldorfer Ausstellung war für sie ein großer Erfolg. Kunst- und Kulturkritiker waren von ihrer Art die Dinge so zu malen, wie sie sie sah, begeistert.

Trotz des Erfolges als Malerin kehrte Elisabeth Füller als Bäuerin heim. In der Heimat berichtete sie nur wenig von ihren Erlebnissen und Erfolgen in Düsseldorf. Sie blieb bodenständig und bescheiden, so dass daheim kaum jemand davon erfuhr, dass sie als neue große Hoffnung, als „Grandma Moses“, der deutschen Naiven Malerei gefeiert wurde. Sogar das Fernsehen war auf sie aufmerksam geworden. Bereits im Juni

1965 drehte Karl Grösch vom Südwestfunk, der durch einen Kollegen vom Talent der Bäuerin erfahren hatte, einen Beitrag über sie und ihre Malerei.

Elisabeth Füllers Malkarriere schritt durch glückliche Umstände voran. Nach der Anfrage des Südwestfunks beschloss sie, ihren weiteren Werdegang als Malerin selbst in die Hand zu nehmen und wandte sich mit einem Brief an Friederike Voigt, die bekannte Naive Malerin aus Kassel, die ebenfalls an der Düsseldorfer Ausstellung „Die Unbekümmerten“ teilgenommen hatte. Elisabeth Füller war von Voigts Arbeiten fasziniert und bewunderte vor allem deren bunte Blumenstillleben, die sie selbst so gern malte. Auf dem Gebiet der Blumenstillleben wurde Voigt zu ihrem großen Vorbild. Da Elisabeth Füller zum Zeitpunkt der Düsseldorfer Ausstellungseröffnung bereits wieder abgereist war, hatte sie Voigt nicht persönlich kennen lernen können. In einem Schreiben im Juli desselben Jahres holte sie dieses nach und bat sie im Hinblick auf die Teilnahme und Organisation weiterer Ausstellungen um Hilfe. Voigt konnte sich an die Düsseldorfer Ausstellung und Elisabeth Füllers beeindruckende Arbeiten gut erinnern, musste der Bäuerin jedoch die Bitte abschlagen, da sie sich selbst, als über 80-jährige, nicht mehr in der Lage fühlte, auf diesem Gebiet aktiv zu werden. Allerdings wandte sie sich in Elisabeth Füllers Namen an ihren eigenen Mentor Prof. Ernst Röttger, den damaligen Leiter der Kunsthochschule Kassel. Und bereits im August erhielt Elisabeth Füller eine erste Resonanz Röttgers auf Voigts Anfrage – er wollte sie gern persönlich kennen lernen und ihre Werke begutachten. Noch im Herbst des Jahres 1965 hat Röttger Elisabeth Füller in Begleitung seines Kollegen Friedrich Salzmann von der Kunsthochschule Kassel auf dem Teilhof besucht. Er war von ihrem Talent überzeugt und wollte sie weiterhin fördern. Es war Röttger, der ihr riet, an Themen aus ihrer unmittelbaren ländlichen Umgebung festzuhalten und auch künftig auf Schatten zu verzichten. Über diese Verbindung nahm Elisabeth Füller an ihrer zweiten Ausstellung mit dem Titel „Kunst am Feierabend. Eine Ausstellung des Kulturwerks Nordhessen“ vom 20. November bis zum 15. Dezember 1966 im Bellevue-Schlösschen Kassel teil.<sup>12</sup> Die Ausstellung zeigte über 300 Werke von Laienmalern. Elisabeth Füller hat dort zwölf ihrer Arbeiten präsentiert.

Im Mai 1968 wandte sich die Marienloherin mit der Bitte um eine Ausstellungsgenehmigung an das Paderborner Kulturamt. Der zuständige Pressereferent teilte ihr daraufhin mit, dass über ihren Antrag in einem Ausschuss entschieden werden müsse. Im Juni 1969, ein Jahr später (!), erhielt Elisabeth Füller schließlich die Genehmigung, musste jedoch auf die Bedingung eingehen, mit zwei weiteren Paderborner Freizeitmalern auszustellen: Aloys Eckhardt und Burghard Kissenkötter. Mit Aloys Eckhardt hatte sie bereits in Kassel ausgestellt, wo er ebenfalls von Röttger als Gast in der Ausstellung untergebracht worden war. Die „Ausstellung der Paderborner Freizeitmaler“

<sup>12</sup> Die Ausstellung war aufgrund des großen Besucherinteresses bis zum 31. Dezember 1966 verlängert worden.



Elisabeth Füller mit Nichte, 1964

fand in der Stadtverwaltung am Abdinghof in Paderborn statt und dauerte vom 10. bis zum 26. Oktober 1969. Kritiker hatten schon längst bemängelt, dass die Paderborner Stadtväter das Talent der Naiven Malerin verkanteten und ihr keine Ausstellung ermöglichten. Während man Elisabeth Füller in Düsseldorf und Kassel als neue westfälische „Grandma Moses“ feierte, wurden ihre Erfolge in der Heimat völlig ignoriert. Nach der ersten Ausstellung in Paderborn 1969 erkannte man zwar den Wert ihrer Kunst an, allerdings sollte es auch die einzige Präsentation der Füllerschen Werke in Paderborn bleiben.

Zu Beginn des Jahres 1971 bewarb Elisabeth Füller sich mit ihren Werken für eine Ausstellung im Heimathaus Münsterland in

Telgte. Der damalige Leiter des Heimathauses, Dr. Paul Engelmeier, war von Elisabeth Füllers Arbeiten begeistert. Er gestand ihr sogar einen eigenen Ausstellungsraum zu und versprach ihr, die Presse auf ihre einmalige Begabung aufmerksam zu machen. Die Ausstellung „Laienkunst 71“, die vom 21. Februar bis zum 8. April 1971 stattgefunden hat, war für Elisabeth Füller abermals ein beachtlicher Erfolg. Zahlreiche Artikel in Zeitungen und Fachzeitschriften berichteten dank des Engagements von Engelmeier von dem einzigartigen Talent der Naiven Malerin aus Marienloh und der WDR sendete im Hörfunk sogar eine kleine Reportage über die Künstlerin.

In demselben Jahr ergab sich für Elisabeth Füller aber noch ein weitaus bedeutenderer Glücksfall, der die Anerkennung durch Zeitungen und andere Ausstellungen beinahe in den Schatten stellt. Engelmeier hatte in Erfahrung gebracht, dass das Deutsche Volkskundemuseum Berlin darum bemüht war, seine Sammlung von deutschen und österreichischen Laienmalern zu vervollständigen. Er wandte sich im März 1971 in einem Brief an das Volkskundemuseum Berlin und empfahl den Erwerb eines Bildes der außergewöhnlichen Naiven Malerin Elisabeth Füller. Schon Ende März schrieb Prof. Theodor Kohlmann, der damalige Leiter des Volkskundemuseums Berlin, an die Malerin und teilte ihr einen Termin mit, an dem er ihre Arbeiten auf dem Teilhof begutachten wollte. Im April suchte Kohlmann dann nicht nur die Bäuerin in Marienloh auf, sondern auch die Ausstellung „Laienkunst 71“ in Telgte. Beiderorts hat er die gesamten Werke Elisabeth Füllers fotografiert und ihr anschließend Abzüge aller Aufnahmen als Geschenk des Museums zugesandt. Bei seinem Besuch auf dem Teilhof hatte er das Bild „Die drei Hochzeiten“ für die Sammlung des Museums ausgewählt. Das Werk „Pferde auf der Weide“ hat Berlin zusätzlich als Stiftung erhalten.

Mit dem Erfolg als Malerin stellte sich bei Elisabeth Füller auch ein auffallendes Interesse an Kunst im Allgemeinen ein. Während sie noch zu Beginn ihrer Malkarriere, als sie von einem Journalisten gefragt wurde, ob Gauguin ihr ein Begriff sei, hatte antworten müssen, dass sie ihn nicht kenne, verfolgte sie nur wenige Jahre später Berichte über Künstler und Ausstellungen mit großer Wissbegierde.<sup>13</sup> Die Frage des Journalisten nach Elisabeth Füllers Wissen über Gauguin scheint von diesem mit dem Hintergedanken gestellt worden zu sein, dass ihre Werke „Gänserupfen“ und „Delbrücker Bäuerin“ durchaus Parallelen zu Werken Émile Bernards und Paul Gauguins aufweisen. Émile Bernard hatte sich 1886 vom Neoimpressionismus abgewandt und war in die dörfliche Bretagne nach Pont-Aven gegangen, wo er in einer antinaturalistischen Technik mit bäuerlichen und archaischen Motiven experimentierte.<sup>14</sup> Das Resultat dieser Studien äußert sich in seinem neuen Stil, der von starken Umrisslinien und farbiger Flächigkeit dominiert wird. Bernards neue Technik war für den befreundeten Gauguin, den es im Sommer 1888 ebenfalls nach Pont-Aven gezogen hatte, Ausgangspunkt für sein Gemälde „Jakobs Kampf mit dem Engel – Vision nach der Predigt“, das heute als erstes Beispiel des malerischen Symbolismus gilt.<sup>15</sup> Da Elisabeth Füller anfangs kaum über Kenntnisse der Kunstgeschichte verfügte, waren ihr weder Bernard noch Gauguin ein Begriff. Die typischen dunklen groben Umrisslinien und der flächige Farbauftrag beruhen daher nicht auf Imitation der großen Meister, sondern zeugen von ihrer persönlichen Handschrift.

Sammler und Malerkollegen wurden auf Elisabeth Füller aufmerksam und wollten ihre Bekanntschaft machen. Daheim in Marienloh empfing sie zahlreiche Kunstinteressenten, die im langen Flur des Teilhofes ihre Bilder begutachten konnten. Elisabeth Füller war von dieser Anerkennung überwältigt, blieb jedoch immer die bodenständige bescheidene Bäuerin und ließ von ihrem Erfolg als Malerin wenig nach Außen dringen. Familie als auch Freunde und Bekannte waren nicht wenig überrascht, dass sich Abnehmer für ihre „Schmiererei“ fanden, wie ihr Bruder Konrad ihre Malerei oftmals im Spaß bezeichnete. Er war jedoch bei weitem nicht der Einzige, der ihre Leidenschaft als „brotlose Kunst“ belächelte. Umso fassungsloser mag daher manch einer gewesen sein, als er von den Erlösen erfuhr, die Elisabeth Füller mit ihren Werken erzielte. Die hohen Summen lassen sich neben der Qualität des Füllerschen Oeuvres auch mit dem ungeheuren Boom Naiver Malerei in den 1960er und 1970er Jahren in Deutschland erklären.<sup>16</sup> Bedingt durch den Zweiten Weltkrieg erfuhr die Naive Kunst in Deutschland erst spät eine Blütezeit. Nachdem Galerien und Ausstellungen die Naiven zuse-

<sup>13</sup> Heimatnachrichten: Malende Bäuerin aus Marienloh will nächstes Jahr in Kassel ausstellen. Mit den ersten Schneeflocken begann die Arbeit an der Staffelei im Teilhof, in: Westfalenpost 276, 27.11.1965.

<sup>14</sup> Vgl. HONOUR, Hugh/ FLEMING, John: Weltgeschichte der Kunst, München 1992, S. 538ff.

<sup>15</sup> Vgl. HONOUR/ FLEMING, Weltgeschichte der Kunst, S. 540.

<sup>16</sup> Vgl. ZUCK, Rüdiger: Naive Malerei, München 1974, S. 24.

hends in den Blick gerückt hatten, blieben sie auch vom Kunsthandel nicht lange unentdeckt. Naives war plötzlich begehrt wie nie zuvor. Die Unersättlichkeit mancher Sammler trieb dabei viele Naive Künstler in eine kommerzielle Massenproduktion, die dem ursprünglichen Gedanken der Naiven Malerei vollends widersprach.<sup>17</sup> Freizeitmaler wurden binnen kurzer Zeit zu Akkordarbeitern. Dies ist möglicherweise ein ausschlaggebender Grund für den Untergang der Naiven Kunst seit Beginn der 1980er Jahre.

Im Falle Elisabeth Füllers kam es freilich nie zu einer rein kommerziell ausgerichteten Massenproduktion. Zwischen ihr und ihren Bildern herrschte eine starke persönliche Beziehung. All ihre Freude, Liebe, aber auch Schmerzliches projizierte sie gleich einer kurzen Momentaufnahme ihres Lebens auf ihre Gemälde. Auf der Oberfläche zeigen sich dem Betrachter anschauliche Tätigkeiten und Momente absoluten Glücks, die Illustrationen aus Märchen- und Bilderbüchern gleichen. Doch darunter erschließt sich das gesamte Spektrum eines menschlichen Lebens. Die Bilder Elisabeth Füllers erscheinen wie ein gemaltes Tagebuch. Jeder noch so intime Gedanke oder jedes noch so bewegende Gefühl offenbart sich dem Betrachter mit außergewöhnlicher Ehrlichkeit. Elisabeth Füller war sich bewusst, dass sie mit ihren Bildern anderen Menschen die Möglichkeit eröffnet hat, einen tiefen Blick in ihre Seele zu werfen. Daher gelang es auch nicht jedem Kunstinteressierten, ein Werk von der Naiven Malerin zu erwerben. Oft verweigerte sie den Verkauf ihrer Bilder, weil sie die Beziehung zu diesen als zu intim empfand. Von einigen hat sie sich daher zeitlebens nicht getrennt. Andere Werke veräußerte sie leichten Gewissens, jedoch nur an Menschen, die im Herzen verstanden haben, was ihre Bilder erzählen und ihre bedeutsame Botschaft zu würdigen wussten.

Großzügig hat die Malerin jedoch ihre Bilder zu festlichen Anlässen oder auch ohne besonderen Grund an Verwandte und Freunde verschenkt. Beinahe jeder gute Freund der Füllers hat im Laufe der Zeit Blumenstillleben der Bäuerin geschenkt bekommen. Zahlenmäßig ist das künstlerische Gesamtwerk der Malerin daher nicht exakt zu fassen. Allein in den Jahren 1964–68 sollen 250 Gemälde entstanden sein. Auch der Weg der meisten verkauften Werke ist heute nicht mehr nachzuvollziehen. Da Kunstinteressenten und Sammler auf dem Teilhof ein- und ausgingen, ist es unmöglich, Elisabeth Füllers Gesamtwerk mengenmäßig zu rekonstruieren. Lediglich einige wenige Briefe geben über Käufer Auskunft. Bedauerlicherweise ist auch im Freundes- und Verwandtschaftskreis der Malerin vieles verloren gegangen, da die Beschenkten oft nicht um den materiellen wie auch den künstlerischen Wert der Bilder wussten. Heute befinden sich noch etwa 150 bis 200 Bilder in Privatbesitz, die Mehrzahl davon im Besitz der Nichte Monika Kaimann.

<sup>17</sup> Vgl. ZUCK, Naive Malerei, S. 24f.

Die Anfänge der 1970er Jahre bedeuteten für Elisabeth Füller nicht nur beachtenswerte Erfolge als Naive Malerin, sondern auch turbulente Umbrüche in ihrem Privatleben. Da das Ehepaar Füller kinderlos war, musste man sich Gedanken über die Zukunft des Hofes machen. 1968 kam daher Johannes Schmidt aus Marienloh, der Großneffe Heinrich Füllers auf den Teilhof. Er wurde, um das Hoferbe zu sichern, von den Füllers als Sohn adoptiert und führte ab diesem Zeitpunkt den Doppelnamen Füller-Schmidt.

1970 errichtete das Ehepaar Füller neben dem alten Bauernhaus einen modernen Bungalow, der fortan als Altenteiler zum Hof gehörte und von ihnen bezogen wurde. Nach dem Umzug in das neue Haus versuchten Elisabeth Füller und ihr Mann sich allmählich aus der harten Arbeitswelt der Landwirtschaft zurückzuziehen und überließen ihrem Adoptivsohn einen Großteil der Verantwortung. Noch war allerdings der gesamte Hof im Besitz des Ehepaares Füller, weshalb dieses bei allen anfallenden Tätigkeiten nach wie vor behilflich war. Vor allem Elisabeth pflegte weiterhin ihren geliebten Bauerngarten und führte außerdem den gesamten Haushalt im Bauernhaus wie auch im Neubau. Im Grunde bedeutete der Bau des Altenteilers für die Bäuerin zunächst eine doppelte Belastung, wodurch freie Stunden für ihre Malerei nur noch spärlich gesät waren. Zudem hatte sie mit dem alten Bauernhaus zugleich auch ihr Atelier verlassen. Dort hatten eine der Wohnstuben und zuweilen auch die Waschküche der Künstlerin in freien Stunden als Malstube gedient. In der Wohnstube waren zahlreiche ihrer Gemälde platziert – derart, dass man kaum Wände oder Möbel hinter ihnen sehen konnte. Hier hatte sie stets an einem großen Tisch gearbeitet, ihre Bilder vor Augen und mit groben Pinselstrichen die kaum gemischten Farben aufgetragen. Vor allem im Winter hatte die warme Wohnstube für Elisabeth Füller eine entspannende Rückzugsmöglichkeit dargestellt, während ihr Mann nebenan in der anderen Wohnstube gemütlich seine Pfeife rauchte. Der Flur des alten Hauses, an dessen Wänden sie unzählige Bilder in allen Formaten angebracht hatte, fungierte für die Malerin u. a. als eine Art Galerie. Mit dem Umzug in den modernen Bungalow verlor Elisabeth Füller daher Atelier und Galerie gleichermaßen. Das neue Haus mit nur einer Wohnstube bot keine Rückzugsmöglichkeit für die Künstlerin mehr, bis auf die Kellerräume, in denen sie aber der Ungemütlichkeit wegen nur ungern malte. Als eine Art Ersatz bemalte sie daher in der Küche des Bungalows vermehrt Haushaltsutensilien wie Teller, Tablettes, Kaffeekannen oder sogar Holztruhen, was sie auch früher schon verschiedentlich getan hatte.

Dass Elisabeth Füller 1970 die Bemalung von Haushaltsgut intensivierte, findet seine Begründung auch in der Popularisierung Naiver Kunst und Bauernmalerei, was wiederum zur Kommerzialisierung dieser Malkunst geführt hat.<sup>18</sup> Volkshochschulen boten Kurse nach dem Motto „Jeder kann malen“ an, Unterhaltungsmedien aller Art

<sup>18</sup> Vgl. ZUCK, Naive Malerei, S. 24.

propagierten den Umgang mit Pinsel und Farbe. Auch die Werbung setzte nun Naive Kunst als verkaufsförderndes Mittel ein.<sup>19</sup> Es kam zu Verwirrungen: Was war unter diesen Umständen noch Kunst? War jeder Laie, der malte gleich ein Künstler? Diese Fragen beschäftigten aufgebrachte Kunstkritiker, Naive und nicht künstlerisch Tätige gleichermaßen. Heikle Diskussionen wurden geführt, lösten allerdings nun nicht mehr Beifall aus, wie noch im Falle der avantgardistischen Naiven Malerei Anfang des 20. Jahrhunderts unter Henri Rousseau.<sup>20</sup> Die Naiven der 1970er Jahre befürchteten den Verlust ihrer Anerkennung auf dem Gebiet der Laienkunst und wie zahlreiche andere Künstler eine Überschwemmung des Kunstmarktes mit Werken von Laien. In einer Welt, in der jeder malte und sich aufgrund dessen als Künstler betrachtete, war es den Naiven nicht mehr möglich, sich von der Masse dilettantischer Laien abzuheben. Schon bald kam es zu einer Übersättigung des Marktes mit Naiver Kunst. Die Kommerzialisierung der Naiven Malerei in den 70er Jahren hat noch heute äußerst fatale Auswirkungen. Ein Markt für diese Art von Kunst ist nicht vorhanden und es scheint auch kein Interesse daran zu bestehen, einen solchen zu beleben.

Von 1973–1974 hat Elisabeth Füller ihre Malerei vermutlich ruhen lassen. Nur schwer finden sich Werke mit einer Datierung aus diesem Zeitraum. Erst 1975 wurde Elisabeth Füller wieder produktiv. Es entstanden viele neue Werke, die eine leicht veränderte Farbigkeit aufweisen. Ursprünglich wählte die Bäuerin eher erdige und braune Farbnuancen, mit Beginn der 1970er Jahre werden ihre Farben dann zusehends heller und kräftiger. In den Jahren 1975/76 variiert die Farbigkeit im Vergleich zu ihren Anfängen deutlich. Die Malerin verwendete nun beinahe pastellig anmutende Blautöne für den Himmel, die in dunkleren Nuancen in ein kräftiges Türkis übergehen. War das Gras beispielsweise zuvor in einem Grün mit Gelb- und Rotstich gemalt, weist es nun einen deutlichen Blauanteil auf. Elisabeth Füller soll bis 1980 gemalt haben. Seltsamerweise findet sich nach der äußerst produktiven Phase der Jahre 1975 und 1976 kein Werk, das sich auf die Zeit bis 1980 bestimmen ließe. Da die Künstlerin in der Signierung ihrer Gemälde häufig nachlässig verfuhr, könnten theoretisch durchaus Werke existieren, die nach 1976 entstanden sind. Diese müssten dementsprechend der neuen Farbigkeit folgen und könnten gegebenenfalls undatiert sein. Es sind jedoch bislang keine Werke in der neuen intensiven Farbgebung bekannt, die nicht datiert sind. Daher kann man vermuten, dass nach 1976 entweder keine Bilder mehr entstanden waren oder die Künstlerin sich abermals der erdigen Farbpalette zugewandt hat.

Es ist daher anzunehmen, dass Elisabeth Füller bereits im Jahre 1976 ihre Malkarriere beendet hat. Die harte Arbeit auf dem Bauernhof hat Elisabeth Füller wie auch ihren Mann gezeichnet und das Alter wird sich bemerkbar gemacht haben. Als die Bäuerin 1976 mit der Malerei abschloss, war ihr Mann bereits 71 Jahre alt. Sie empfing

<sup>19</sup> Vgl. ZUCK, Naive Malerei, S. 24f.

<sup>20</sup> Vgl. KRUG, Naive Malerei, S. 13.

kaum noch Kunstinteressenten und nahm auch nicht mehr an Ausstellungen teil. Auf diese Weise ersparte sie sich den so verabscheuten Presserummel. Ihre Anerkennung als Naive Malerin verfolgte Elisabeth Füller jedoch weiterhin. Im Oktober 1979 wandte sich Direktor Kohlmann vom Deutschen Volkskundemuseum Berlin in einem Brief an die Künstlerin, in dem er sie um Literatur zur Erstellung eines Ausstellungskataloges bat. Die Sammlung des Museums sollte als Wanderausstellung an vielen Orten in Deutschland gezeigt werden. Im Sommer 1982 fand durch das Heimathaus Delbrück die zu ihren Lebzeiten letzte Ausstellung statt.

Nach dem Tod ihres Ehemannes Heinrich am 30. Juli 1980 litt Elisabeth Füller unter Depressionen und verlor viel von ihrer Lebensfreude, für die sie so bekannt war. Ihre Nichte war für sie in der schwersten Zeit ihres Lebens ein starker Halt. Zu Weihnachten 1980 schenkte Monika Kaimann ihrer Tante ein Tagebuch, welches diese mit großer Sorgfalt geführt hat.

Im Alter zeigten sich bei Elisabeth Füller die Spuren der lebenslangen harten Haus- und Hofarbeit. Bereits im Tagebuch von 1981 erwähnt sie gesundheitliche Probleme, 1994 erlitt sie einen ersten Schlaganfall. Am 8. Juni desselben Jahres kehrte sie von ihrer vierwöchigen Behandlung in einer Rehabilitations-Klinik in Harsewinkel in ihr Marienloher Wohnhaus zurück, wo sie – inzwischen pflegebedürftig – in den folgenden Jahren durch ihre Pflegerin Ursula Lindner betreut wurde. In dieser fand sie eine gute ZuhörerIn und LiebhaberIn ihrer Kunst. Da sie wünschte, dass ihre Bilder in eine entsprechende Sammlung eines Museums aufgenommen würden, hat sie ihre Nichte Monika Kaimann schon zu Lebzeiten als Erbin ihres gesamten künstlerischen Nachlasses eingesetzt.

Am 30. Oktober 1998 verstarb Elisabeth Füller im Alter von 78 Jahren. Während der Sohn den gesamten Teilhof geerbt hat, erhielt ihre Nichte Monika Kaimann, wie vereinbart, ihren gesamten künstlerischen Nachlass. Schon bald nach dem Tod Elisabeth Füllers haben sich Nichte und Pflegerin um die Aufnahme der Gemälde in ein Museum bemüht. Im Jahr 2000 kam es zu einem ersten Gespräch und zur Sichtung der Bilder durch den Leiter des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold Prof. Dr. Baumeier, der sogleich Interesse an einer Ausstellung signalisiert hat. Im Herbst 2003 konnte das Freilichtmuseum 44 Werke Elisabeth Füllers erwerben, die einen repräsentativen Querschnitt durch ihr Oeuvre darstellen. Gemeinsam mit den 44 Gemälden gingen diverse Archivalien wie Tagebücher, Fotoalben, Zeitungsberichte und Briefe in den Besitz des Freilichtmuseums über. Anhand dieser Archivalien und der Befragung von Verwandten, Freunden und Bekannten Elisabeth Füllers war es möglich, ihre Biographie als Bäuerin und Malerin beinahe lückenlos aufzuarbeiten. Am 20. Juni 2004 schließlich wurde die Ausstellung „Zwischen Stall und Staffelei“ im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold eröffnet. Insgesamt 26 Gemälde der Naiven Künstlerin, sowie ihre Tagebücher, wurden nach 22 Jahren erstmals wieder der Öffentlichkeit präsentiert. Mit dieser Ausstellung ging somit einer der letzten Wünsche Elisabeth Füllers in Erfüllung.



## **Befundfenster statt Folterstuhl?**

### **Die Wiedereröffnung des Museums Hexenbürgermeisterhaus in Lemgo**

*von Jürgen Scheffler*

Im Mai 2004 ist das Museum Hexenbürgermeisterhaus in Lemgo wieder eröffnet worden. In der Zeit von November 1999 bis April 2004 hat eine umfangreiche denkmalverträgliche Instandsetzungsmaßnahme stattgefunden. Zur Wiedereröffnung zeigt das Museum eine Sonderausstellung mit dem Titel „BUET AN DISE STEDE AO 1571. Geschichte und Instandsetzung des Hexenbürgermeisterhauses in Lemgo“. Die Geschichte des Hexenbürgermeisterhauses als Bürgerhaus, Baudenkmal und Museum steht dabei im Mittelpunkt. Besucher und Besucherinnen sind eingeladen zu einer Entdeckungsreise durch das mehr als 400 Jahre alte Baudenkmal, in dem viele bislang unentdeckt gebliebene Bau- und Nutzungsspuren wahrnehmbar sind. Die Ausstellung ist aber nicht nur ein Blick in die Vergangenheit eines bedeutenden Bürgerhauses, sondern sie dokumentiert auch die einzelnen Arbeitsphasen der Instandsetzungsmaßnahme und damit den Umgang mit dem Baudenkmal in der Gegenwart.

Die Ausstellung im Hexenbürgermeisterhaus ist der erste Schritt auf dem Weg zu einem neuen Stadtmuseum in Lemgo. Das Hexenbürgermeisterhaus wird künftig mit dem unmittelbar angrenzenden Nachbarhaus, dem nach seiner früheren Besitzerfamilie benannten Haus Weege, zu einem neuen Museumskomplex im historischen Stadtkern Lemgos verbunden. Während das Hexenbürgermeisterhaus von der Diele bis in den Speicher Ausstellungsräume aufnehmen wird, wird der Eingang des neuen Museums in das Nachbarhaus verlagert. Der dafür erforderliche Umbau bildet die zweite Bauphase der Instandsetzung, die im Jahr 2005 durchgeführt wird. Erst nach Abschluss der gesamten Sanierungsmaßnahme soll die neue Dauerausstellung zur Stadtgeschichte eröffnet werden.

### **Das Hexenbürgermeisterhaus in Lemgo – Bürgerhaus, Baudenkmal, Museum**

Das Hexenbürgermeisterhaus wurde in den Jahren 1568 bis 1571 erbaut. Das repräsentative Bürgerhaus mit seiner aufwändig gestalteten Fassade gehört zu den imposantesten Bauten, die im 16. Jahrhundert in Lemgo errichtet wurden. Das Bauherrenpaar war der Kaufmann und Bürgermeister Hermann Kruwel und seine Ehefrau Lisbeth Fürstenau. Auf Grund seiner Größe und der Fassade, die mit einer reichen Bauplastik ausgestaltet ist, gilt das Haus als eines der Hauptwerke städtischer Architektur der Renaissance im Weserraum.

Das Haus hat zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert zahlreiche Besitzerwechsel erfahren. Die Söhne von Hermann Kruwel und Lisbeth Fürstenau konnten auf Grund von Konkursen und innerfamiliären Konflikten das Haus nicht halten. Im 17. Jahr-

hundert ging es in den Besitz der Kaufmannsfamilie Cothmann über. Zwar stammte der neue Eigentümer des Hauses, der Kaufmann Dietrich Cothmann, aus einer traditionsreichen Lemgoer Kaufmanns- und Bürgermeisterfamilie. Aber er selbst hatte den früheren Status und das Vermögen der Familie nicht bewahren können. Erst sein Sohn Hermann Cothmann (1629–1683), Jurist und Bürgermeister, konnte durch seine Amtstätigkeit erneut zu Wohlstand kommen. Aber bereits in der nächsten Generation setzte sich der Niedergang der Familie fort. Ernst Friedrich Cothmann, dessen Biografie durch zahlreiche Konflikte und Ehestreitigkeiten geprägt war, führte ein Leben als gesellschaftlicher Außenseiter und erlebte einen dramatischen sozialen Abstieg. Nach seinem Tod blieb das Haus noch zwei Generationen lang im Besitz der Familie Cothmann, bevor es im frühen 19. Jahrhundert in den Besitz einer Handwerkerfamilie übergang.

Die Besitzerwechsel waren zugleich mit Veränderungen des sozialen Status der Eigentümer verbunden. Aus dem repräsentativen Wohnhaus einer wohlhabenden und einflussreichen Familie, die zur sozialen Elite der Stadt gehörte, wurde in wenigen Generationen ein Wohnhaus, dessen Ausstattung nunmehr an den Bedürfnissen von Handwerkerfamilien gemessen wurde. Dementsprechend lautete der Text der Anzeige, in der das Haus im Jahre 1821 zum Verkauf angeboten wurde, es sei „zur Handlung sowohl als zum Ackerbau bequem“ eingerichtet.<sup>1</sup> Die veränderten Ansprüche der Besitzer kamen auch in der Raumstruktur des Hauses zum Ausdruck. Vor allem die große, repräsentative Diele veränderte mehrfach ihr Aussehen. Im 19. Jahrhundert wurde das Haus zu einem Mehrfamilienwohnhaus umgebaut. Die Raumstruktur des frühneuzeitlichen Bürgerhauses wurde damit endgültig aufgegeben.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstand in der mündlichen Überlieferung der Name Hexenbürgermeisterhaus, unter Bezug auf den Bürgermeister Hermann Cothmann, in dessen Amtszeit die letzte Phase der Hexenverfolgung in Lemgo fiel und der als besonders grausamer Repräsentant der Hexenjustiz galt.<sup>2</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Hexenbürgermeisterhaus von der Kunstgeschichte als eines der bedeutendsten Renaissance-Bürgerhäuser in Westfalen und Lippe entdeckt. Auf Grund seiner Fassade wurde das Haus eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten in Lemgo. Das Hexenbürgermeisterhaus wurde auf vielen Ansichtskarten abgebildet und nahm in der städtischen Fremdenverkehrswerbung des frühen 20. Jahrhunderts eine prominente Stelle ein.

<sup>1</sup> Lippische Intelligenzblätter Nr. 31, 4. August 1821, S. 244.

<sup>2</sup> Zur Biografie Hermann Cothmanns vgl. RÜGGE, Nicolas: Hermann Cothmann – Annäherungen an die historische Person des „Hexenbürgermeisters“ von Lemgo, in: WILBERTZ, Gisela/ SCHEFFLER, Jürgen (Hg.), Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung (Studien zur Regionalgeschichte 13/ Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo 5), Bielefeld 2000, S. 216–246.

Als im Jahre 1911 die Besitzer das Haus zu einem nach damaligem Verständnis modernen Wohn- und Geschäftshaus umbauen lassen und die ihre Umbaupläne störende Renaissance-Fassade abtragen wollten, wandte sich der Kunsthistoriker Justus Brinckmann, Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, an die Fürstlich Lippische Regierung in Detmold und warnte eindringlich vor dem Verkauf der Fassade, der einen *Verlust für das Erbe deutscher Kulturdenkmäler* darstellen würde.<sup>3</sup> Die Diskussion, die dadurch ausgelöst wurde, führte zu der Entscheidung des Magistrates der Stadt Lemgo, das private Bürgerhaus anzukaufen. Der Erwerb des Hauses durch die Stadt und der Erhalt des Renaissance-Giebels waren ein Präzedenzfall für die Denkmalpflege im lippischen Kleinstaat.<sup>4</sup>

Im Jahre 1926 wurde im Saal des Hexenbürgermeisterhauses das Heimatmuseum der Stadt Lemgo eröffnet. Im Jahre 1937 wurden im Rahmen der „Engelbert-Kämpfer-Ehrung“ ältere Einbauten in der Diele beseitigt, so dass die frühere Geschosshöhe wiederhergestellt werden konnte. Zugleich wurden die Räumlichkeiten des Museums im Hexenbürgermeisterhaus erweitert. Neben Inszenierungen, wie einer Bauernküche und einem Biedermeierzimmer, wurden ein Gedenkraum für den Reisenden, Arzt und Naturwissenschaftler Engelbert Kaempfer (1651–1716) sowie ein im Stil einer Folterkammer gestalteter Ausstellungsraum im ehemaligen Keller des Hauses eingerichtet.

In die Inszenierung der Folterkammer waren Folterinstrumente einbezogen, die aus dem Nachlass der Lemgoer Scharfrichterfamilie Clauss/Clausen stammten. Es handelte sich dabei um Daumen- und Beinschrauben sowie einen hölzernen Knebel. Darüber hinaus waren Folterinstrumente nachgebaut worden, wobei die Grenze zwischen Nachbau und Neuerfindung schwer zu ziehen ist. Zu den spektakulärsten Objekten gehörte ein Folterstuhl, der nach der Vorlage einer Zeichnung aus dem Jahre 1839 gebaut wurde.<sup>5</sup> Die Inszenierung des Folterkellers entwickelte sich zu einer besonderen Touristenattraktion, die das Bild des Hexenbürgermeisterhauses in der Öffentlichkeit über Jahre prägte. Im Zusammenhang mit der Folklorisierung der Hexenprozesse, die unter der Überschrift „Lemgo, das Hexennest“ stand, wurde in Reiseführern immer wieder der Eindruck beschworen, der Folterkeller wäre ein authentischer Ort der Folter in der Stadt Lemgo. Dies prägte die Erwartungshaltung vieler Besucherinnen und Besucher, die in die Stadt Lemgo kamen und das Museum besuchten.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Museumsarchiv.

<sup>4</sup> SCHEFFLER, Jürgen „Die alten Bauten von Lemgo“ – Urbanisierung, Heimatschutz und Denkmalpflege in der Kleinstadt: Lemgo 1870 bis 1930, in: Westfalen 72 (1994), S. 379–405.

<sup>5</sup> DERS.: Der Folterstuhl – Metamorphosen eines Museumsobjektes, in: zeitenblicke 1 (2002), 08.07.2002. URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/01/scheffler.html> (30.09.04)

<sup>6</sup> DERS.: Der „Hexenbürgermeister“ als Trachtenpuppe. Hexenverfolgung und lokale Erinnerungskultur, in: MOELLER, Katrin/ SCHMIDT, Burghart (Hg.), Realität und Mythos. Hexenverfolgung und Rezeptionsgeschichte (Veröffentlichungen des Arbeitskreises für historische Hexen- und Kriminalitätsforschung in Norddeutschland 1), Hamburg 2003.

Erst in den 1980er Jahren wurde die Darstellung der Hexenverfolgung im Lemgoer Heimatmuseum einer kritischen Revision unterzogen. Als eine Zahnpaste-Firma eine neue Werbe-Kampagne starten wollte, die auf das stereotype Bild von der „alten Hexenstadt Lemgo“ zurückgriff, begann eine öffentliche Debatte über das Bild von den Hexenprozessen, das in der lokalen Öffentlichkeit vermittelt wurde. Aus der Kritik am Hexennest-Topos erwachsen neue Vermittlungsformen für die Geschichte der Hexenverfolgung. Eine besondere Bedeutung erlangte der Museums-, Stadt- und Archivrundgang zur Geschichte der Hexenverfolgung, der Besucherinnen und Besucher an Orte führte, die im Zusammenhang mit der Hexenverfolgung standen, und am Schluss die Möglichkeit eröffnete, im Stadtarchiv einen Blick in die Prozessakten zu werfen.<sup>7</sup>

In den Jahren 1995/96 war die Sanierungsbedürftigkeit des Hexenbürgermeisterhauses immer deutlicher geworden. Die Gründung der GbR Hexenbürgermeisterhaus Alte Hansestadt Lemgo, an der die Stadt Lemgo und die STAFF STIFTUNG Lemgo als Partner beteiligt waren, bildete die Voraussetzung für die Durchführung der umfassenden Instandsetzungsmaßnahme. Sie beruhte auf dem Prinzip der denkmalverträglichen Sanierung. Es wurden umfangreiche Maßnahmen zur statischen Absicherung des Giebels, des Dachwerks und der Balken durchgeführt. Die Haustechnik wurde grundlegend erneuert. Darüber hinaus wurden zahlreiche restauratorische Untersuchungen durchgeführt, die ein verändertes Bild der Geschichte des Hexenbürgermeisterhauses ergaben. Die restauratorischen Befunde, die Ergebnisse der Bauforschung und die verschiedenen Schritte der Instandsetzungsmaßnahme sind das Thema der Sonderausstellung „BUET AN DISE STEDE AO 1571“.

### **„BUET AN DISE STEDE AO 1571“ – Eine Ausstellung zur Baugeschichte und Denkmalpflege am Beispiel des Hexenbürgermeisterhauses**

Das Hexenbürgermeisterhaus gehört nicht nur zu den bekanntesten, sondern seit den 1980er Jahren auch zu den am besten erforschten Bürgerhäusern in Nordwest-Deutschland. In seiner Dissertation über „Bauen und Wohnen“ in Lemgo, die zu den Pionierstudien der neueren volkskundlichen Hausforschung gehört, hatte sich Fred Kaspar auch der Baugeschichte des Hexenbürgermeisterhauses ausführlich gewidmet. Seine Forschungsergebnisse, die vor allem auf der Auswertung des Baubestandes und der überlieferten Inventare beruhten, hat er darüber hinaus in einem eigenen Band publiziert, der durch den Verkauf im Museum eine breite Leserschaft erreicht hat.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> AHREND-SCHULTE, Ingrid: Die Hexenverfolgung der Frühen Neuzeit, in: PRAMANN, Regina (Hg.), Frauengeschichte(n) aus Ostwestfalen-Lippe. Ein Handbuch zur Geschlechtergeschichte in der Region, Bielefeld 1998, S. 77–85.

<sup>8</sup> KASPAR, Fred: Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert dargestellt am Beispiel der Stadt Lemgo (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 9), Bonn 1985; DERS.: Das Hexenbürgermeisterhaus in Lemgo als Beispiel bürgerlichen Bauens und Wohnens zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 1984.

Im Rahmen der Instandsetzungsmaßnahme war es nun möglich, die Untersuchung von Fred Kaspar durch die angewandte Bauforschung im Haus selbst zu vertiefen. Dies erbrachte eine Reihe von neuen Erkenntnissen zur Raumstruktur und ihren Veränderungen. Vor allem wurde deutlich, wie viele bauhistorisch bedeutsame Spuren im Haus selbst noch vorhanden waren. Diese Spuren zu erhalten und dort, wo es möglich erschien, sichtbar zu machen, war ein wesentliches Ziel der bauhistorischen Begleitforschung. Von daher entstand frühzeitig die Idee, die Ergebnisse der Bauforschung sowie die einzelnen Schritte der Instandsetzungsmaßnahme im Rahmen einer Sonderausstellung zu präsentieren. Der Kunst- und Bauhistoriker Holger Reimers, der die bauhistorische Begleitforschung durchführte, konnte dabei an Erfahrungen anknüpfen, die er im Rahmen der Ausstellung „500 Jahre Garantie“ (Weserrenaissance-Museum Schloß Brake 1994) gesammelt hatte.<sup>9</sup> Während diese Ausstellung sich mit historischen Bautechniken befasste und diesen am Beispiel eines fiktiven Hauses einer fiktiven Stadt nachging, bietet sich im Hexenbürgermeisterhaus die besondere Chance, am Beispiel eines konkreten Hauses und seiner Geschichte bauhistorische Spuren zu dokumentieren und im Rahmen einer Ausstellung zu präsentieren.

Im Mittelpunkt der Ausstellung „BUET AN DISE STEDE AO 1571“ stehen die baugeschichtlichen Befunde, die im Zuge der Instandsetzungsmaßnahme gemacht worden sind.<sup>10</sup> In der Ausstellung haben sie den Status von Exponaten erhalten. So ist durch ein Fenster im Boden des rechten Stubeneinbaus im Erdgeschoss ein Blick auf das ursprüngliche Pflaster in der Diele möglich. Dieses Pflaster stammt aus der Zeit, als das Haus erbaut wurde, und war durch jüngere Fußböden seit dem 18. Jahrhundert verdeckt. Damit ist ein wichtiges Zeugnis der ursprünglichen Ausstattung des Hauses sichtbar geworden. Auch im Speichergeschoss können Besucherinnen und Besucher durch ein Fenster in einen bis dahin nicht zugänglichen Bereich des Hexenbürgermeisterhauses blicken. Ein Ausguck ermöglicht den Einblick in das imposante Dachwerk, das vollständig aus dem späten 16. Jahrhundert stammt. Mit dem Blick auf das frühe Pflaster in der Diele und dem Ausblick in das Dachwerk ist eine unmittelbare Begegnung mit bauhistorischen Spuren möglich, die mehr als 400 Jahre alt sind.

Von besonderer Bedeutung sind neue Erkenntnisse über den Wandel der Raumstruktur in der Diele, die im Zuge der bauhistorischen Begleitforschung ermittelt wurden. Aus der ursprünglich sehr breiten, mit vielen Fenstern versehenen und von daher sehr hellen Diele wurde im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts auf Grund von Stubeneinbauten ein enger Durchgang, der im 19. Jahrhundert darüber hinaus mit einer Zwischendecke unterteilt wurde. Erst im Zuge der Neueinrichtung des Museums im

<sup>9</sup> 500 Jahre Garantie. Auf den Spuren alter Bautechniken (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland 12), Marburg 1994.

<sup>10</sup> Vgl. zum Folgenden REIMERS, Holger/ SCHEFFLER, Jürgen (Hg.): Das Hexenbürgermeisterhaus in Lemgo. Bürgerhaus, Baudenkmal, Museum (Schriften des Städtischen Museums Lemgo 5), Bielefeld 2005.

Jahre 1937 wurde die frühere Raumhöhe der Diele wieder hergestellt. Die Rekonstruktion der zweigeschossigen Diele war zugleich mit der Inszenierung einer Raumsituation verbunden, die das Bild eines wohlhabenden Bürgerhauses der Vormoderne vermitteln sollte. Die Diele erhielt einen braun-weißen Anstrich, der den Vorstellungen der Materialästhetik aus den 1930er Jahren („Holz ist braun“) entsprach, und die Einrichtung einer „Bauernküche“ weckte die Assoziation der damals angenommenen Ähnlichkeit von Bürger- und Bauernhaus.

In der neuen Ausstellung werden die Ergebnisse der Bauforschung zur Entwicklungsgeschichte der Diele in Gestalt eines Modells und einer Abfolge von Aquarellen vorgestellt, die einen Einblick in den Dielenraum zu unterschiedlichen Zeiten gewähren. Sowohl das Modell als auch die Aquarelle vermitteln ein Bild von der Veränderung eines Raumes, der zunächst für jeden Besucher einen statischen Eindruck erweckt. In vielen Gesprächen zeigt sich, wie sehr Besucherinnen und Besucher, die das Hexenbürgermeisterhaus aus früheren Museumsbesuchen kennen, an die Gestaltung der Diele in den braun-weiß Kontrasten gewohnt sind. Die Farbgebung verstärkte den Eindruck, ein altes Bürgerhaus zu besuchen. In der neuen Ausstellung wird nun deutlich, dass diese Gestaltung auf einer Inszenierung der 1930er Jahre beruhte und dass die Diele in den Jahrhunderten zuvor eine gänzlich andere Gestalt hatte. Damit werden die Besucherinnen und Besucher aufgefordert, das Bild eines über Jahrhunderte unveränderten Bürgerhauses, wie es in der früheren Museumspräsentation vermittelt wurde, in Frage zu stellen.

Nicht alle Museumsbesucher sind spontan bereit, sich auf diese Herausforderung einzulassen. Von daher sind Führungen und Gespräche wichtig, um den Besucherinnen und Besuchern einen Zugang zur Neupräsentation des Hauses zu vermitteln. In den ersten Monaten nach der Wiedereröffnung hat sich allerdings auch gezeigt, dass viele Museumsbesucher sehr positiv auf die Neugestaltung reagieren und dass sie experimentierfreudig genug sind, bei einem Rundgang durch das Haus die Geschichtlichkeit der Bau- und Wohnkultur, die in den bauhistorischen Spuren aus unterschiedlichen Jahrhunderten zum Ausdruck kommt, in neuer Weise zu entdecken.

Vielfältige Spuren der Nutzungsgeschichte sind vor allem an den historischen Oberflächen wahrnehmbar. Durch restauratorische Untersuchungen ist der Bestand an alten Putz- und Farbflächen ermittelt und in kleinen Teilflächen freigelegt worden. Diese Befunde sind jedoch zu stark fragmentiert, um auf ihrer Grundlage eine vollflächige Rekonstruktion eines ganzen Raumes oder gar des ganzen Hauses vorzunehmen. Außerdem wurde die Raum- und Erschließungsstruktur bei der Sanierung im Jahre 1937 so weitgehend verändert, dass ein Wiederaufgreifen einer früheren Farbigekeit zu einem Widerspruch zwischen baulichem Zeitschnitt und farbiger Oberfläche geführt hätte. Stattdessen wurde die Leitidee eines ‚Fensters in die Vergangenheit‘ entwickelt, so dass restaurierte und konservierte historische Oberflächen in Ausschnitten sichtbar gemacht werden. Bauspuren und historische Oberflächen werden durch ein

neues Farbkonzept zusammengebunden, das die Geschichtlichkeit des Baudenkmals anschaulich macht.<sup>11</sup>

Im Hexenbürgermeisterhaus sind nur wenige Stücke aus früheren Ausstattungen des Hauses erhalten geblieben, und zwar der Kamin im Saal aus dem Jahre 1568, die oberen Torflügel des Dielentores von 1571 und eine Doppeltüranlage von 1673. Diese Doppeltür wurde im Zuge der Instandsetzungsmaßnahme ausgebaut und von Restauratoren der Zentralen Restaurierungswerkstatt des Westfälischen Museumsamtes, die im Jahre 2003 leider geschlossen wurde, untersucht. Sie konnten sechs Farbschichten ermitteln, die in Gestalt von restauratorischen Freilegungen präsentiert werden. Um darüber hinaus das Erscheinungsbild der früheren Farbgebungen zu vermitteln, wurden Modelle im Maßstab 1:5 gebaut, die den Wandel der Farbfassungen verdeutlichen. An diesem Beispiel wird deutlich, wie sich die Farbigekeit in der Innengestaltung eines Wohnraumes im Verlauf von drei Jahrhunderten verändert und wie sich damit der Wandel der Wohnkultur auch in den Veränderungen der Farbgebung niedergeschlagen hat.<sup>12</sup>

Die Sonderausstellung bietet die außergewöhnliche Möglichkeit, die bauhistorischen Befunde, die im Rahmen der Instandsetzungsmaßnahme ermittelt wurden, in situ betrachten zu können. Am authentischen Ort sind die ‚Fenster in die Vergangenheit‘ zu sehen und werden mit Hilfe von Foto-/Texttafeln erläutert, die auf Stellwänden gleichsam gegen die Wände gelehnt worden sind. Die Tafeln bieten darüber hinaus einen Überblick über die verschiedenen Phasen der Instandsetzungsmaßnahme, die der Lemgoer Grafiker Gerhard Wellmer fotografisch dokumentiert hat. Damit vermitteln die Tafeln nicht nur Informationen zu den bauhistorischen Befunden, sondern sie zeigen die Abfolge von Arbeiten, die zu dem neuen Erscheinungsbild in den Räumen des Hexenbürgermeisterhauses geführt haben, und erläutern die damit verbundenen Absichten und Zwecke. Die Ausstellung dokumentiert, wie das Konzept der denkmalverträglichen Sanierung des Hexenbürgermeisterhauses entstand und wie es in Einzelmaßnahmen umgesetzt worden ist.

<sup>11</sup> Das Konzept der Ausstellung stammt von dem Bauhistoriker Dr. Holger Reimers, Hohenfelde. Vgl. DERS.: Das Hexenbürgermeisterhaus als Bauwerk, Bürgerhaus und Baudenkmal und seine künftige Präsentation in der Dauerausstellung. Konzept für eine bau- und hausgeschichtliche Präsentation, unv. Manuskript, Hohenfelde 2002.

<sup>12</sup> Zur Bedeutung der Farbigekeit im Bürgerhaus BEDAL, Konrad: Befund und Funktion. Tendenzen, Möglichkeiten und Grenzen der Hausforschung und ihre Beziehung zur Volkskunde, in: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.), Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 21), Wien 2000, S. 376.

### „Nur leere Wände?“ – Das Museum zwischen Besuchererwartung und Experimentierfreudigkeit

Nach Abschluss der Sanierungsmaßnahme stellt sich das Hexenbürgermeisterhaus mit seiner ersten Ausstellung in einer neuen Gestalt vor. Ähnlich wie in einigen Freilichtmuseen, die in den letzten Jahren veränderte Formen der Präsentation historischer Gebäude erprobten, ist auf die ganzheitliche Rekonstruktion früherer Wohnverhältnisse sowie auf eine Möblierung der Räume mit Exponaten aus der Sammlung des Museums verzichtet worden.<sup>13</sup> Im Rahmen kleiner Inszenierungen werden nur solche Objekte gezeigt, die unmittelbar aus dem Haus stammen und die unterschiedlichen Nutzungsphasen zum Ausdruck bringen.

Da die bauhistorischen Befunde im Mittelpunkt der ersten Ausstellung stehen und die Exponate der früheren Dauerausstellung nicht zu sehen sind, stellt sich für eine Reihe von Besuchern der Eindruck ein, ein Museum mit „leeren Wänden“ zu besichtigen. Dies wird von einigen Museumsbesuchern als Irritation oder gar als Provokation wahrgenommen. Es sind vor allem diejenigen Besucher, die mit der konkreten Erwartung, zum Teil gespeist aus Erinnerungen an den Museumsbesuch in der eigenen Schulzeit, ins Hexenbürgermeisterhaus gekommen sind, dort eine Folterkammer mit originalen Folterinstrumenten besichtigen zu können. Statt, wie erwartet, den Folterstuhl oder die Daumenschrauben als Ausstellungsstücke zu sehen, begegnen sie restauratorischen Befundfenstern und einer bauhistorischen Ausstellung über die Geschichte des Hexenbürgermeisterhauses als Bürgerhaus, Baudenkmal und Museum.

Diese Erwartungshaltung verdeutlicht die Prägekraft der Folterkeller-Inszenierung und des Mythos von dem „Hexennest“ Lemgo, der über lange Jahre in der lokalen Geschichtskultur tradiert worden ist. Obwohl das Museum seit mehr als zehn Jahren neue Formen der Vermittlung zur Geschichte der Hexenverfolgung erprobt und damit auf den grundlegend veränderten Forschungsstand zur Geschichte der Hexenverfolgung reagiert hat, halten sich überkommene Deutungsmuster und stereotype Erwartungen. Aus Sicht der Museumsleitung verblüfft es, wie viele Museumsbesucher die Präsentation des Folterkellers und der „grausamen“ Folterinstrumente gleichsam einfordern. Wenn dann im Rahmen von Führungen und bei Gesprächen die Problematik der früheren Museumspräsentation thematisiert wird, ist allerdings die Einsicht festzustellen, dass die Inszenierung einer Folterkammer nicht ausreicht, um ein adäquates Bild von der komplexen Geschichte der Hexenprozesse und ihrer Opfer zu vermitteln.

In den Kunst- und Architekturführern fand lange Jahre, wenn es um die Geschichte des Baudenkmal Hexenbürgermeisterhaus ging, allein die Fassade aus dem Jahre

<sup>13</sup> KREILINGER, Kilian: Der „ehrliche Weg“ – Optimierung der Didaktik oder Überforderung des Besuchers? Zur Präsentation der drei jüngsten Architekturexponate im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten, in: CARSTENSEN, Jan/ KLEINMANN, Joachim (Hg.), Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag, Münster/ New York/ München/ Berlin 2000, S. 217–227.



1571 Beachtung. Zur Ausstellung im Heimatmuseum gehörten zwar Rauminszenierungen wie das Biedermeierzimmer und die Bauernküche, aber weder die ausgestellten Möbel noch die Inszenierungen selbst hatten einen Bezug zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohnerinnen und Bewohner. Als Ergebnis der bauhistorischen Untersuchung werden die Spuren der mehr als 400jährigen Geschichte des Hexenbürgermeisterhauses künftig auch im Inneren sichtbar sein. Das Hexenbürgermeisterhaus ist nicht mehr nur die bauliche Hülle für das Museum, sondern das Haus selbst ist das bedeutendste Exponat der Ausstellung. Die Geschichte des Hauses wird ein wichtiges Thema der künftigen Dauerausstellung sein, und die bauhistorischen Befunde verdeutlichen, dass die Geschichtlichkeit des Baudenkmals nicht auf die Fassade beschränkt ist. Allerdings werden die Haus- und die Baugeschichte in der künftigen Dauerausstellung zur Stadtgeschichte nur ein Schwerpunktthema neben anderen sein.<sup>14</sup>

Die erste Ausstellung hat nun die Möglichkeit eröffnet, die Baugeschichte des Hauses und die Instandsetzungsmaßnahme konzentriert in den Mittelpunkt zu stellen. Sie bietet damit auch die Chance, die Räume nach Abschluss der Instandsetzungsmaßnahme in ihrer neuen Gestalt erleben und die Konzepte für die künftige Dauerausstellung darauf abstimmen zu können. Viele Beispiele aus den vergangenen Wochen zeigen, dass auch bei zunächst skeptischen Besuchern die anfängliche Irritation über die Neugestaltung der Begeisterung über eine Ausstellung weicht, in der die Wandlung eines großen und repräsentativen Kaufmannshauses zum Museum in vielfältiger Weise neu zu entdecken ist.

„BUET AN DISE STEDE AO 1571“

Geschichte und Instandsetzung des Hexenbürgermeisterhauses in Lemgo.  
Eine Ausstellung zur Baugeschichte und Denkmalpflege

Museum Hexenbürgermeisterhaus  
Breite Str. 17-19  
32657 Lemgo  
Tel.: 05261-213276  
e-mail: hexenbuergmeisterhaus@t-online.de

Die Sonderausstellung wird bis zum 31. Oktober 2005 zu sehen sein.  
Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 17 Uhr, montags geschlossen

<sup>14</sup> Zu einigen neueren Beispielen für die Präsentation bauhistorischer Befunde in städtischen Geschichtsmuseen, die in historischen Bürgerhäusern untergebracht sind, vgl. BERNHARDT, Günter: Das Baudenkmal als Stadtmuseum (wie Anm. 10).

## Paderborn – Von der Domstadt zum IT-Standort

von Margarete Schwarte-Amedick und Frank Dittmann

„Paderborn ist mehr als schwarz“. Mit diesem Slogan bemühte sich Ende der 1990er Jahre die Stadt Paderborn ihrem Image als einer vom Katholizismus geprägten, konservativen Bischofsstadt entgegenzuwirken, denn fast unbemerkt von der Öffentlichkeit hatte die Stadt seit dem 2. Weltkrieg einen zunächst nur zögerlich anlaufenden, dann zunehmend erfolgreicherem strukturellen Wandel durchlaufen.

So stellt der „Stadtentwicklungsbericht 2010“ aus dem Jahre 2000 zum Wirtschaftsstandort Paderborn fest, dass sich in den letzten Jahren zu den *traditionellen Säulen der Paderborner Wirtschaft Mittelstand und Handwerk* ein *neuer Mittelstand mit mehr als 200 Unternehmen und mehreren 1000 Beschäftigten* entwickelt hat. Dieser – so heißt es weiter – *ist geprägt durch die Unternehmen der Informations- und Kommunikationsbranche. Zu diesen Firmen zählen Unternehmen der Chipkartentechnologie, der Hard- und Softwareentwicklung und der Internettechnologie.*<sup>1</sup>

„Leben an den Quellen“, der 2000 für die Imagewerbung der Stadt Paderborn entwickelte Slogan griff dann auch folgerichtig die konstatierten Veränderungen auf. Er sollte die für die Profilierung des IT-Standortes Paderborn notwendige Gewinnung hoch qualifizierter Fachkräfte fördern, indem er mit der Attraktivität des Lebensumfelds warb. Ein hoher Freizeitwert, eine vergleichsweise wenig belastete Umwelt und die Überschaubarkeit des Lebensraumes sprechen für Paderborn, denn selbst heute – nach tief greifenden strukturellen Veränderungen der Wirtschaft – bezeugt die Ausweisung großer Teile der Region als Erholungsgebiet den immer noch ländlichen Charakter.

Ist der IT-Standort Paderborn heute Realität, und wenn ja, was waren die entscheidenden Impulse zu dieser Entwicklung und aus welchen Wurzeln hat er schöpfen können?

### Die 1950er Jahre – Die wirtschaftliche Situation Paderborns nach dem Krieg

Länger als 1000 Jahre war Paderborn als Bischofssitz und zweitgrößte deutsche Diözese ein geistliches Zentrum von großer kultureller Bedeutung, dessen Einfluss bis weit in den heutigen östlichen Teil der Bundesrepublik reichte. Wirtschaftlich jedoch blieb Paderborn ländlich geprägt. Und so befand sich die Stadt, als sie im Jahre 1802 preußisch wurde, an einem Tiefpunkt ihrer Entwicklung, obwohl sie damals mit 4.752

<sup>1</sup> Stadtentwicklungsbericht 2010, Paderborn 2000, S. 9.

Einwohnern zu den größeren Städten Westfalens zählte.<sup>2</sup> Die Mehrzahl der Bewohner lebte in althergebrachter Weise von der Landwirtschaft und vom Kleingewerbe. Auch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert ging weitgehend am Paderborner Land vorbei. Bis 1945 blieb die vorwiegend ländliche Prägung ein Kennzeichen der Region.

Diese allgemeine Strukturschwäche und die schlechte Verkehrsanbindung des ostwestfälischen Wirtschaftsraums führte im Verbund mit den Kriegsauswirkungen in den ersten Nachkriegsjahren zu überdurchschnittlich hoher Arbeitslosigkeit von mehr als 17% der Erwerbsbevölkerung.<sup>3</sup> Angesichts solcher Zahlen verwundert es nicht, dass die Lokalpresse im Jahre 1950 das Zitat eines CDU-Abgeordneten abdruckte, der geäußert hatte, Paderborn sei das „Sibirien Westfalens“. Dieser Ausspruch war gefallen, als sich die Stadt im Düsseldorfer Landtag um besondere Berücksichtigung bei der Förderung von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bemühte. Wegen der hohen Arbeitslosenquote, die um 55% über dem Landesdurchschnitt lag, hatten die Stadtvertreter den Antrag gestellt, Paderborn zum Notstandsgebiet zu erklären. Dass eine solche Maßnahme für unumgänglich gehalten wurde, wirft ein bezeichnendes Licht auf die wirtschaftliche Situation Paderborns und seines Umlandes.

Zunächst blieben in Paderborn alle Bemühungen um die Neuansiedlung von Industriebetrieben erfolglos. Erst der 1955 vom Düsseldorfer Landtag verabschiedete „Ostwestfalenplan“ stellte die Weichen für eine wirtschaftliche Wende. Dieser Plan sollte durchgreifende Hilfe zur wirtschaftlichen Umstrukturierung der Region leisten. So wurden vom Land unter anderem verbilligte Kreditmittel in Höhe von insgesamt 15 Millionen DM für neu angesiedelte oder ausbauwillige Betriebe zur Verfügung gestellt. Noch 1955 kam es in Paderborn zu ersten Niederlassungen neuer Firmen. Bis 1959 hatten sich in Paderborn um die 20 neue Betriebe mit mehr als 2.000 Beschäftigten angesiedelt.

### **Die 1960er Jahre – Der Aufbruch zu einem Strukturwandel der Region**

Der durch den „Ostwestfalenplan“ erwirkte wirtschaftliche Aufschwung der Stadt und des Landkreises ließ Paderborn Anfang der 1960er Jahre optimistischer in die Zukunft schauen als noch zehn Jahre zuvor. Der Stadt war es durch eine geschickte Bodenpolitik gelungen, genügend günstige Industriegrundstücke für ansiedlungswillige Unternehmen sowie für Produktionserweiterungspläne bereits ansässiger Firmen zur Verfügung zu stellen. So konnten die Beschäftigtenzahlen besonders im Stahl-, Maschinen- und Fahrzeugbau in Paderborn und Umgebung merklich ansteigen, während im Landesdurchschnitt zur gleichen Zeit die Beschäftigtenzahlen im produzierenden Gewerbe

<sup>2</sup> Vgl. HÜSER, Karl (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region. Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Traditionsbindung und Modernisierung. Paderborn/München/Wien/Zürich 1999, S. 3.

<sup>3</sup> Vgl. HÜSER, Paderborn, S. 291ff.

deutlich sanken.<sup>4</sup> Der ab 1960 zu verzeichnende Rückgang der Arbeitslosenquote im Arbeitsamtsbezirk Paderborn auf 7,7% bezeugt ebenfalls die Effizienz des „Ostwestfalenplans“.

Auch die Zahl der Einwohner erhöhte sich zwischen 1950 und 1960 von 41.667 auf 55.161.<sup>5</sup> So konnten die Paderborner Stadtvertreter Anfang der 1960er Jahre mit Recht von einer „wachsenden Stadt“ sprechen. Ein weiteres Zeichen für den erfolgreichen Wandel der Stadt war, dass bei einer landesweiten Einstufung der Zentren Nordrhein-Westfalens Paderborn als Mittelzentrum ausgewiesen wurde.<sup>6</sup> 1974 wertete der Bundesraumordnungsbericht Paderborn dann erstmals als Oberzentrum mit zentralörtlichen Funktionen für ein Einzugsgebiet von rund 440.000 Einwohnern.

### Der Aufstieg der Nixdorf-Computer AG (NCAG)

Eine der Firmen, die sich ebenfalls Anfang der 1960er Jahre im Westen der Kernstadt angesiedelt hatten, war das Labor für Impulstechnik, die spätere Nixdorf Computer AG. Sie stieg innerhalb von 20 Jahren zum viertgrößten Computerhersteller in Europa auf. Dieses dynamische Wachstum gab entscheidende Impulse für den Wirtschaftsstandort Paderborn. *Was ist das für ein Aufstieg: Da dämmert eine kleine Provinzstadt gottesfürchtig vor sich hin, wirtschaftsfern, abgehängt, nur über die Landstraße oder mit dem Bummelzug zu erreichen. Und dann kommt er, Heinz Nixdorf, der alle mitreißt, unter Druck setzt, mit ihnen Politik macht, wie er sie versteht. Und am Ende ist Paderborn die am schnellsten wachsende Großstadt, mit Flughafen, Autobahnanbindung und ab 1994 mit IC-Anschluss*, so beschreibt das Manager Magazin<sup>7</sup> etwas vereinfachend, aber in der Tendenz durchaus zutreffend, die Auswirkungen des Hochtechnologie-Unternehmens Nixdorf auf die Region Paderborn.

Als Heinz Nixdorf 1960 das Labor für Impulstechnik von Essen in seine Heimatstadt Paderborn verlegte, war die beschriebene Entwicklung noch lange nicht abzusehen. Aber er schaffte es ohne nennenswertes Startkapital, einen neu entstehenden, rasch wachsenden Markt für kleine und mittlere Datentechnik mit den richtigen Produkten zur richtigen Zeit zu bedienen und dabei dem schnellen Wachstum seines Unternehmens die absolute Priorität einzuräumen.

Mit 60 Mitarbeitern kam Nixdorf 1960 nach Paderborn, ab Mitte der 1980er Jahre, zur Zeit seiner größten Blüte, arbeiteten weltweit um die 25.000 Mitarbeiter in 46 Ländern für den Computerkonzern, 9.000 davon allein am Firmensitz in Paderborn. Die rasante Entwicklung des Unternehmens lässt sich auch an den Umsätzen ablesen. Mit Ausnahme des Rezessionsjahres 1975 erzielte die Firma bis 1987 ständig zweistellige

<sup>4</sup> Vgl. HÜSER, Paderborn, S. 302.

<sup>5</sup> Vgl. Jahrbuch der Stadt Paderborn 1968–1972, Paderborn 1973, S. 1.

<sup>6</sup> Vgl. KLUCZKA, Georg: Nordrhein-Westfalen in seiner Gliederung nach zentralörtlichen Bereichen, Düsseldorf 1970.

<sup>7</sup> FISCHER, G.: Augen zu und durch, in: Manager Magazin 1990, Nr. 145.

Wachstumsraten. 1987 erreichte die Nixdorf Computer AG einen Jahresumsatz von rund 5,1 Milliarden DM.<sup>8</sup> In der Konzentrationsstatistik der Monopolkommission, welche jährlich die 100 größten deutschen Wirtschaftsunternehmen anhand der Wertschöpfung ermittelt, erreichte Nixdorf 1984 den Rang 72 und verbesserte sich bis 1986 auf Rang 58.<sup>9</sup>

Die Expansion der Nixdorf Computer AG führte zu ständiger Bautätigkeit, denn häufig mussten die unerwarteten Erfolge auf der Hannovermesse in Betriebserweiterungen umgesetzt werden. Hier fand der Firmengründer Heinz Nixdorf – obwohl ihm die Genehmigungsverfahren oft nicht schnell genug gingen – in der Stadt Paderborn einen aufgeschlossenen Partner, der alle Möglichkeiten ausschöpfte, um dem Unternehmen seine rasante Entwicklung zu ermöglichen. Sie unterstützte die Firma häufig sogar gegen die Bedenken des Regierungspräsidenten in Detmold bei den Problemen der Flächenbereitstellung, denn die Schaffung neuer Arbeitsplätze war und blieb zentrales Entwicklungsziel der Stadt Paderborn.<sup>10</sup>

### Die Entwicklung der Wirtschaft in der Region Paderborn

Der ab den 1960er Jahren durch den „Ostwestfalenplan“ einsetzende Strukturwandel wirkte sich in Ostwestfalen-Lippe insbesondere auf Paderborn aus. Die Paderborner Stadtvertreter hatten es verstanden, die zur Verfügung stehenden Mittel in besonderem Maße für das Wohl der Stadt in Anspruch zu nehmen. War die Region zuvor eher durch Produkte wie Möbel, Textilien, Fahrräder und Nahrungsmittel bekannt, so gewannen nun zunehmend Güter der Industriezweige Elektrotechnik, Elektronik und Maschinenbau an Bedeutung. Maßgeblichen Anteil an diesen strukturellen Veränderungen des Landkreises Paderborn hatte ohne Zweifel die Nixdorf Computer AG. Im Jahre 1987 analysierte der Strukturentwicklungsplan „Paderborn 2000“ das Wirtschaftswachstum der Stadt im Zeitraum von 1970 bis 1984. Danach hatte Nixdorf einen Anteil von 13% an den Beschäftigten im produzierenden Gewerbe bei einem Gesamtbeschäftigtenanteil in dieser Sparte von 30%.<sup>11</sup>

Wichtige Indikatoren für einen Strukturwandel sind unter anderem die Entwicklung der Erwerbstätigen sowie die Beiträge der Wirtschaftszweige zur Wertschöpfung.<sup>12</sup> Hier zeichnete sich in der Region Paderborn ein sehr positiver Trend ab. Die Zahl der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe stieg in der Stadt Paderborn zwi-

<sup>8</sup> Vgl. HNF-Archiv, Bestand Nixdorf Computer AG, Geschäftsberichte 1968–1990.

<sup>9</sup> Vgl. Monopolkommission 6./7. HG, 116 bzw. 113.

<sup>10</sup> Vgl. MAYR, Alois/ TEMLITZ, Klaus (Hg): Spieker – Landeskundliche Beiträge und Berichte 35, 1991, darin: Manfred KNICKENBERG/ Arno VON RETH: Strukturen und Entwicklungsperspektiven des Oberzentrums Paderborn, S. 267.

<sup>11</sup> Vgl. „Paderborn 2000“. Beiträge zur Zielfindung der künftigen Stadtentwicklung, erstellt im Auftrag der Stadt Paderborn durch das Prisma Institut, Hamburg 1987.

<sup>12</sup> Vgl. LIEPMANN, Peter/ ULLRICH, Jochen: Sektoraler Strukturwandel im Bezirk der Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen zu Bielefeld, Folge 47, Paderborn 1997, S. 3.

schen 1961 und 1970 um 11,3% an, im Landkreis sogar um 18,8%. Dies ist umso beeindruckender, da im Gegensatz dazu die Zahlen im Land NRW rückläufig waren (-9,2%).<sup>13</sup> Im Zusammenhang mit der Wirtschaftsentwicklung standen auch die wachsenden Einwohnerzahlen Paderborns. So war und ist Paderborn bis heute einer der wenigen Orte in der Bundesrepublik mit einem deutlichen Geburtenüberschuss. Entscheidend zur Bevölkerungsentwicklung trug aber auch ein erheblicher Zuzug nach Paderborn bei. Abgesehen von den Jahren 1981 bis 1985 war ein steter Zuwanderungsgewinn zu verzeichnen. Paderborn steht damit im deutlichen Gegensatz zum Bevölkerungsrückgang der meisten Städte in Nordrhein-Westfalen.<sup>14</sup> Neben der wirtschaftlichen Entwicklung Paderborns, die eine Aufnahme der wachsenden Bevölkerung in den Arbeitsmarkt erst ermöglichte, waren sicherlich die Errichtung der Universität Paderborn und die Gebietsreform von 1975 entscheidende Gründe für die Zunahme der Einwohnerzahlen.

Bis in die 1970er Jahre holte der Wirtschaftsraum Ostwestfalen-Lippe so weit auf, dass die gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung höher war als im Land Nordrhein-Westfalen und ein Niveau erreichte, das dem des Bundesdurchschnitts entsprach. Erst in der ersten Hälfte der 1980er Jahre fiel das Wachstumstempo auf den Landesdurchschnitt zurück.<sup>15</sup> Interessant ist aber, dass der Kreis Paderborn im Gegensatz zum Norden Ostwestfalens ein günstigeres Bild zeigte. 1984 lag die Bruttowertschöpfung pro Erwerbstätigem in Paderborn bei 104,7%, während sie in Bielefeld nur 89,7% des Landesdurchschnitts erreichte. Diese Zahlen spiegeln die zu dieser Zeit noch nicht abgeschlossene Modernisierung der ‚alten‘ Industrien wieder und zeigen auch die Bedeutung der Hightech-Industrie, wie sie das Paderborner Computerunternehmen Nixdorf für die regionale Wirtschaft hatte und noch hat.<sup>16</sup>

### **Die 1970er Jahre – Paderborn entwickelt sich zur Großstadt**

In den 1970er Jahren wurden mit der Profilierung der Stadt zum Oberzentrum wichtige Weichen für die zukünftige Entwicklung gestellt. Zweifellos trug hierzu auch die kommunale Neugliederung im Hochstift bei.<sup>17</sup> In einem schwierigen Prozess wurden acht angrenzende Gemeinden<sup>18</sup> eingegliedert. Paderborn erreichte so 1975 die Einwohnerzahl von 100.000 und wurde damit zur 26. Großstadt in Nordrhein-Westfalen.

<sup>13</sup> Vgl. HÜSER, Paderborn, S. 323.

<sup>14</sup> Vgl. MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 260.

<sup>15</sup> Vgl. ELSNER, Wolfram/ KATTERLE, Siegfried (Hg.): Strukturwandel und Wirtschaftspolitik in der Region, Opladen 1989, darin: Ulrich SPÖREL: Wirtschaftsentwicklung und Strukturwandel in Ostwestfalen-Lippe in den 70er und 80er Jahren, S. 39f.

<sup>16</sup> Vgl. BOROWCZAK, Winfried: Modernisierungsprobleme der Region Ostwestfalen, Arbeitspapiere 1988–89, Lukacs Institut für Sozialwissenschaften e. V., Paderborn 1988, S. 18.

<sup>17</sup> Vgl. HÜSER, Paderborn, S. 304–310.

<sup>18</sup> Schloss Neuhaus, Sande, Elsen, Wewer, Dahl, Benhausen, Neuenbeken, Marienloh.

Paderborn verfügte nun über eine Reihe von Standortvorteilen für die Wirtschaft. Die Flächenreserven für verschiedene Nutzungsarten hatten sich durch die Gebietsreform von ehemals 44 km<sup>2</sup> auf 180 km<sup>2</sup> vergrößert. So konnten in den folgenden Jahren ausreichende Industrie- und Gewerbeflächen für weitere Unternehmensansiedlungen ausgewiesen werden. Auch die Nixdorf Computer AG erwarb größere Flächen zwischen der Fürstenallee und der Pader und errichtete hier 1971 ein Verwaltungsgebäude, das bereits ein Jahr später erweitert wurde. Auch dem Wunsch der NCAG, am heutigen Heinz-Nixdorf-Ring einen neuen Produktionsstandort zu errichten, stimmte die Stadt zu. Zwischen 1974 und 1983 wurden insgesamt zwölf Bauabschnitte genehmigt. Nördlich dieses Bereichs entstand 1983 mit dem Ahornsportpark ein Sportzentrum, das auch die Bürger der Stadt nutzen konnten.<sup>19</sup>

Als Oberzentrum übernahm Paderborn verschiedene Funktionen für die Region. Neben Aufgaben der Verwaltung und Kultur betraf dies vor allem die Aus- und Weiterbildung. Bereits unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg waren die katholische Theologische Fakultät und das Priesterseminar wieder eröffnet worden.<sup>20</sup> Bis Ende der 1990er Jahre wurden, zum Teil auf Initiative der Nixdorf Computer AG, sieben weitere technisch und wirtschaftlich orientierte Bildungseinrichtungen eingerichtet.

1972 erlangte Paderborn endlich den Status einer Universitätsstadt. Seit Mitte der 1960er Jahre hatte sich der Rat der Stadt intensiv um die Gründung einer Universität bemüht. Hauptargument war dabei, dass die Stadt in einer Region mit ‚Hochschulvakuum‘ liege. Die Universität in Paderborn entwickelte sich zu einem wichtigen Standortfaktor. 1980 studierten hier 8.000 Studenten, heute sind es etwa 13.700 – das sind 10% der Stadtbevölkerung. Studiengänge in Ingenieurdisziplinen, Informatik und Wirtschaftswissenschaften gewannen zunehmend an Bedeutung. Zu Beginn der 1980er Jahre gehörte die Universität mit ihren 1.100 Arbeitsplätzen zu einem der größten Arbeitgeber der Stadt. Auch die Unternehmen der Region nutzten zunehmend das Forschungspotential und kooperierten mit der Universität, vor allem durch innovative Institutsgründungen im Rahmen einer „public-private-partnership“ und die Vergabe von Forschungsaufträgen.<sup>21</sup>

### **Die weitere wirtschaftliche Entwicklung**

Der Ansiedlung der Universität und weiterer Bildungseinrichtungen ist ein großer Teil des Anstiegs der Arbeitskräfte zu verdanken. Diese Zahl erhöhte sich 1970 bis 1987 in Paderborn um 57%. Zugleich entwickelte sich der Dienstleistungs-, Kredit- und Versi-

<sup>19</sup> Vgl. MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 265ff.

<sup>20</sup> Vgl. HÜSER, Paderborn, S. 316ff.

<sup>21</sup> Vgl. BLÖMEKE, Sigrid/ SCHWARZ, Hans-Georg (Hg.): 20 Jahre Universität-Gesamthochschule Paderborn, Paderborn 1993; MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 262ff.

cherungsbereich überdurchschnittlich.<sup>22</sup> Aber auch die Zahl der Erwerbstätigen im verarbeitenden Gewerbe stieg weiter. Hier spielte das stete Wachstum der Nixdorf Computer AG eine zentrale Rolle, dessen Sinn der Firmengründer so verstand: „Die Schaffung von Arbeitsplätzen ist die wichtigste Pflicht für einen Unternehmer“<sup>23</sup>. Mit der wachsenden Bedeutung der Nixdorf Computer AG, aber auch solcher Firmen wie z. B. der Benteler AG, der Claas Industrietechnik GmbH oder der Stute Nahrungsmittelwerke GmbH & Co. KG, schaffte die Stadt Paderborn in den 1980er Jahren den Anschluss an die großen Wirtschaftszentren in Deutschland.

Mit der West-Ost-Verbindung A 2, einer schnellen Straßenverbindung zur A 44, die das Ruhrgebiet mit dem süddeutschen Raum verbindet und mit dem seit den 1980er Jahren vorangetriebenen Ausbau der A 33 sowie den Bundesstraßen B 1, B 64 und B 68 konnte Paderborn gut angeschlossen werden.<sup>24</sup> Erfolgreich wurde die Region auch an das Luftverkehrsnetz angebunden. 1969 beschlossen die damaligen Kreise Brilon, Büren, Höxter, Lippstadt, Paderborn und Warburg den Bau des Flughafens Paderborn/Lippstadt. Laut Generalverkehrsplan NRW sollte durch eine schnellere Verbindung mit den Beschaffungs- und Absatzmärkten die wirtschaftliche Situation in der Region günstig beeinflusst werden. Im September 1971 wurde das spätere Flughafengelände als Verkehrslandeplatz in Betrieb genommen und erhielt 1984 den Status eines Verkehrsflughafens. Flugziele waren ab 1975 Frankfurt, ab 1981 München, 1984 Stuttgart, 1992 Paris, 1993 Zürich und ab 1996 Amsterdam. Heinz Nixdorf setzte sich besonders für eine Verbindung nach Berlin ein, dem 1985 mit einer Linie Paderborn-Berlin Tempelhof entsprochen werden konnte.<sup>25</sup>

### **Die 1980er und 1990er Jahre – Paderborn auf dem Weg zum IT-Standort**

In der 1980er Jahren baute die Region um Paderborn ihren Schwerpunkt in der Elektrotechnik weiter aus. Allein die Computerindustrie in Paderborn erwirtschaftete ein Drittel des industriellen Gesamtumsatzes des Kreisgebietes.<sup>26</sup> Folgerichtig hatten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten eines großen und auch international bedeutsamen Unternehmens wie der Nixdorf Computer AG beträchtliche Auswirkungen auf die Stadt. Völlig unerwartet starb Heinz Nixdorf am 17. März 1986. Klaus Luft, der bereits seit 1969 im Unternehmen arbeitete, übernahm nun den Vorstandsvorsitz. 1987, ein Jahr nach dem Tod des Firmengründers, erreichte die NCAG ihren höchsten Jahresumsatz von 5,1 Mrd. DM. Nur kurze Zeit später wurde die wirtschaftliche Situation

<sup>22</sup> Vgl. DEININGER, Peter/ BORGMEIER, Reinhard: Die Grenzen des Systems. Nixdorf: HighTech in der Krise?, Neuss 1989, S. 60.

<sup>23</sup> HNF-Archiv, Rede auf der Hauptversammlung 1985, Bestand Nixdorf Computer AG.

<sup>24</sup> Vgl. KEVEKORDES, Anne-Kathrein: Der wirtschaftliche Strukturwandel Paderborns unter dem Einfluss der High-Tech-Industrie, Magisterarbeit, Universität Tübingen 1995, S. 35ff.

<sup>25</sup> Vgl. 30 Jahre Flughafen Paderborn/Lippstadt 1969–1999.

<sup>26</sup> Vgl. MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 312.



schwierig. Die Anzahl der Beschäftigten ging zurück und 1989 konnten keine Dividende an die Aktionäre ausgeschüttet werden. Nach dem Rücktritt Klaus Lufts 1989 leitete der neue Nixdorf-Vorstand die Zusammenführung mit Siemens ein. Damit ging 1990 die Legende Nixdorf in der Siemens Nixdorf Informationssysteme AG auf.<sup>27</sup> Da die Stadt sich in den zurückliegenden Jahren erfolgreich um die Schaffung einer ausgewogenen Struktur von Branchen und Betriebsgrößen bemüht hatte, fanden die freigesetzten Arbeitskräfte in der Region Paderborn neue Beschäftigung. Einerseits entstanden auf Initiative ehemaliger Nixdorf-Mitarbeiter zahlreiche Firmen als Ausgründungen, andererseits hatten in den vorangegangenen Jahren auch Unternehmen anderer Industriezweige ihre Produktionskapazitäten ausgeweitet bzw. neu errichtet. In den 1990er Jahre folgte in Paderborn ein wahrer Gründungsboom von Firmen der IT-Branche.

Eine wichtige Maßnahme zur Unterstützung von forschungs- und entwicklungsorientierten Unternehmensgründungen vor allem in den Bereichen Informatik, Elektronik und Umwelttechnik war die Einrichtung des Technologieparks Paderborn (TPP) im Jahre 1992.<sup>28</sup> Diese Einrichtung gehört zu den wenigen Technologieparks in Deutschland, die keine roten Zahlen schreiben. Zwischen dem Park und der direkt daneben liegenden Universität findet ein reger Austausch von Technologien und Know-how statt, womit er als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft fungiert.

Wie in den Jahrzehnten zuvor wurde auch in den 1990er Jahren die Infrastruktur kontinuierlich weiterentwickelt.<sup>29</sup> Seit 1991 ist die Autobahn A 33 als Nord-Süd-Verbindung zwischen der A 2 und A 44 durchgängig befahrbar. Auch der Flugverkehr wurde bis 1993 ständig erweitert. Insgesamt wurden zu dieser Zeit 97% der Linienflüge von Dienstreisenden genutzt, vor allem von Firmen in Paderborn, Lippstadt, Gütersloh und Bielefeld. Somit schlugen sich die Schwierigkeiten der Nixdorf Computer AG auch in sinkenden Dienstreisezahlen nieder. 1980 entfielen noch weit über die Hälfte des Linienverkehrsaufkommens auf Dienstreisen und Firmenbesuche dieses Unternehmens, 1990 stellte Siemens-Nixdorf nur noch 25% des Fluggastaufkommens.<sup>30</sup> Dieser Rückgang konnte jedoch durch die seit 1987 angebotenen Touristik-Charterflüge kompensiert werden.<sup>31</sup>

Wie an vielen Stellen zeigt sich bis heute das Wirken des Computerpioniers Heinz Nixdorf auch im Bereich der privaten, gemeinnützigen Bildungsunternehmen. Auf seine Initiative entstand 1972 der gemeinnützige Verein „Bildungszentrum für informationsverarbeitende Berufe“, der heute Träger der Institute des b.i.b. sowie der

<sup>27</sup> Vgl. HNF-Archiv, Bestand Nixdorf Computer AG, LIEPMANN, Sektoraler Strukturwandel, S. 9.

<sup>28</sup> Vgl. Internetseite [www.technologiepark.de](http://www.technologiepark.de), Standortrends Herbst 2001, Winter 2001.

<sup>29</sup> Vgl. KEVEKORDES, Strukturwandel, S. 72.

<sup>30</sup> Vgl. MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 356f. u. S. 364.

<sup>31</sup> Vgl. 30 Jahre Flughafen Paderborn/Lippstadt 1969–1999.

Fachhochschule der Wirtschaft (FHDW) ist. Deren Angebot konzentriert sich auf die Bereiche Informatik und Betriebswirtschaft und bildet so eine gute Basis für die Ausbildung von Fach- und Führungskräften in der IT-Branche.<sup>32</sup>

1979 gründete Heinz Nixdorf das InBIT als Paderborner Berufsbildungseinrichtung für die Bereiche EDV, Industrieelektronik sowie Mess- und Regelungstechnik. Seither ist die inzwischen europaweit vertretene Einrichtung, die heute vom Bildungsverbund der Stiftung Bildung & Handwerk Paderborn (SBH) getragen wird, in der beruflichen Aus- und Weiterbildung tätig.<sup>33</sup> Beispielhaft für den Bereich der Berufsbildung steht das Ausbildungszentrum für Technik, Informationsverarbeitung und Wirtschaft (ATIW). 1987 gegründet, war das ATIW zunächst 100%ige Tochter der Nixdorf Computer AG, ab 1990 der Siemens Nixdorf Informationssysteme AG und seit 1998 der Siemens AG.<sup>34</sup>

Heinz Nixdorf unterstützte aber auch die universitäre Bildung. Bereits 1985 entstand im Einvernehmen mit dem Land Nordrhein-Westfalen das C-Lab, das heute ein gemeinsames Forschungs- und Entwicklungslabor der Siemens Business Services GmbH & Co OHG und der Universität Paderborn ist. 1987 wurde an der Universität das Heinz-Nixdorf-Institut (HNI) gegründet, das auf eine Initiative des Namensgebers für die Bildung eines interdisziplinären Forschungszentrums für Informatik und Technik zurückgeht. Die von Heinz Nixdorf gegründete Stiftung Westfalen, das Land Nordrhein-Westfalen sowie der Bund stellten ca. 160 Millionen Mark für Einrichtung und Betrieb des Instituts zur Verfügung. Die auf 20 Jahre verteilten Mittel dienen der Forschung auf den Gebieten der Informatik, Technik und Wirtschaftswissenschaften sowie der interdisziplinären Ausbildung.<sup>35</sup>

Im Rückblick kann man feststellen, dass sich Paderborn in der Nachkriegszeit wirtschaftlich sehr erfolgreich entwickelt hat. Zweifellos leistete die Nixdorf Computer AG dazu einen beachtlichen Beitrag. Der in Paderborn geborene Firmengründer war der Region verbunden und engagierte sich hier aus seinem Verständnis einer persönlichen Verantwortung für die Entwicklung der Heimatregion heraus. Dass sein Unternehmen, wie alle in der modernen High-Tech-Branche, von Rohstoffen weitgehend unabhängig war und vornehmlich Flächenerweiterungsmöglichkeiten und qualifizierte Mitarbeiter benötigte, erleichterte dieses Engagement. Er stieß in den 1960er Jahren in seiner Heimatstadt auf eine bis dahin industriell wenig entwickelte Region und konnte hier – da es kaum verfestigte industrielle Strukturen gab – mit der Ansiedlung einer neuen Technologie den Standort entscheidend prägen. Die durch den Aufstieg der Nixdorf Computer AG beförderte positive Entwicklung der Verkehrsanbindung und Ausbil-

<sup>32</sup> Vgl. Internetseiten: [www.fhdw.de](http://www.fhdw.de), [www.bib.de](http://www.bib.de), Individuell und Innovativ. FHDW 2002, Wege in die Zukunft. b.i.b 2002.

<sup>33</sup> Vgl. MAYR, Landeskundliche Beiträge, S. 266; Internetseite [www.inbit.de](http://www.inbit.de).

<sup>34</sup> Vgl. Internetseite [www.atiw.de](http://www.atiw.de).

<sup>35</sup> Vgl. Internetseite [www.hni.upb.de](http://www.hni.upb.de).

dungsmöglichkeiten in Paderborn wirkten als Standortvorteil auch auf andere Paderborner Firmen zurück. Gerade die erweiterten Ausbildungsmöglichkeiten im informationstechnischen und kaufmännischen Bereich bereiteten den Boden für eine Vielzahl von Unternehmensgründungen in den 1980er und 1990 Jahren in der IT-Branche.

Heute ist Paderborn Sitz von mehr als 300 IT-Unternehmen. Fast 70% davon sind im Bereich der Softwareerstellung tätig. Damit hat Paderborn – bezogen auf die Einwohnerzahl – die höchste Dichte von Softwareunternehmen in NRW. Im Hardwarebereich sind große Unternehmen wie Siemens, Wincor-Nixdorf, Flextronics oder Orga tätig, so dass heute 13% aller Paderborner Arbeitnehmer in der IT-Wirtschaft tätig sind. Diese hohe Konzentration von IT-Firmen und Beschäftigten weist Paderborn als ein Zentrum der IT-Wirtschaft aus.

## **Sternenglaube und Holzhammermethodik**

### **Zur polemischen Kritik an Uta Halles Externsteine-Buch**

*von Roland Linde*

Unbequem zu sein ist ja eine Eigenschaft, die gerne herbeizitiert wird. Guten Gewissens attestieren kann man sie Uta Halle, Archäologin aus Dörentrup (Kr. Lippe) und Privatdozentin an der Wilhelm-Humboldt-Universität Berlin. Als Lise-Meitner-Stipendiatin des Landes Nordrhein-Westfalen war es ihr möglich, im Rahmen einer Habilitationsschrift ein besonders heikles Thema aufzuarbeiten, nämlich die Geschichte der archäologischen Forschung an den Externsteinen bei Horn vor allem in der Zeit des Nationalsozialismus. Das aus dieser Forschung entstandene Buch *„Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch! Prähistorische Archäologie im Dritten Reich“* (Bielefeld 2002) ist in der letzten Ausgabe der „Mitteilungen“ besprochen worden.<sup>1</sup> Die öffentliche Kritik, die im Vorfeld und nach dem Erscheinen des Buches geübt wurde, sprengt den Rahmen des üblichen Wissenschaftsdiskurses und verdient daher besondere Beachtung. Auch wenn dies nicht das zentrale Anliegen der Arbeit ist, entzieht Halle mit ihren akribischen Darlegungen anhand des zeitgenössischen Aktenmaterials sorgfältig gepflegten Legenden um die Externsteine-Forschung der zwanziger und dreißiger Jahre den Boden. Verschiedene Verfechter eines vorchristlichen kultischen Ursprungs der Externsteine-Anlage sehen darin geradezu ein Sakrileg.

Im Jahr 2000 legte der Horner Kleinverleger Burkhard Weecke die aus dem Nachlass herausgegebene und redigierte Gesamtdarstellung von Freerk Hays Hamkens *„Der Externstein. Wege und Irrwege der Forschung“* vor. Hamkens war Mitarbeiter des völkischen „Germanenforschers“ Wilhelm Teudt, der in den zwanziger Jahren durch krude Publikationen zu den Externsteinen bekannt wurde und eine der Schlüsselfiguren in den Konflikten um die Grabungen der Jahre 1932–1935 war. Schon 1931

<sup>1</sup> Vgl. die Rezension von Jörg HEGER, in: MVGPb 17/1 (2004), S. 139–143.

meinte Teudt in der Betrachtung der Externsteine-Anlagen und anderer urgeschichtlicher Stätten die „deutsche Eigenart“ zu erkennen, jenen „Zug des Blutes, [...] naturhaft und gottgegeben“, ohne den „nur Krankhaftes erreicht werden“ könne.<sup>2</sup>

Dass Weecke dieser geistigen Traditionslinie mindestens nahe steht, zeigt seine Einleitung (datiert auf den „30. Gilbhart/Oktober 2000“) mit Äußerungen wie dieser: „... nach dem Zusammenbruch des Reiches konnten volks- und germanenkundliche Themen, zumindest in Deutschland [...], lediglich mit dem Hinweis auf eine angebliche Nähe zum Nationalsozialismus, jederzeit der demokratischen Zensur zum Opfer fallen – soweit sie denn zu positiven, die eigene volkliche Identität bejahenden Schlüssen kamen.“<sup>3</sup> Für seine „kameradschaftliche, Tag und Nacht wirksame Hilfe“ dankt Weecke Dr. Pierre Krebs, einem bekannten Publizisten der „Neuen Rechten“ und Begründer des „Thule-Seminars“.<sup>4</sup>

Ohne dass ihr Name fällt, wird Uta Halle von Weecke mit folgenden Formulierungen bedacht: „[...] es geht allerdings weiter (und zu weit), wenn in einem anderen Beispiel im Vorfeld einer geplanten Habilitation seit Jahren in Vorträgen und schriftlichen Äußerungen Behauptungen aufgestellt werden, die der sachlichen Grundlage entbehren und wohl nicht nur die Kaschierung mangelnder Kenntnis des Stoffes durch eine leider weitgehend geduldete Ideologisierung wissenschaftlicher Themata verrät [...] das Verschweigen aller neuen, wissenschaftlich fundierten Forschungsergebnisse (z. B. Thermolumineszenz, u. a.) werden von Laien erwartungsgemäß akzeptiert [...]“<sup>5</sup>. Auf die zitierten neuen Ergebnisse wird noch zurückzukommen sein.

Nun können derartige Äußerungen aus dem rechten Spektrum nicht verwundern. Umso erstaunlicher waren die Anmerkungen des „Spiegel“-Redakteurs Mathias Schulz in der Titelgeschichte „Der Sternenkult der Ur-Germanen“ vom 25. November 2002 zur Externsteine-Forschung: „Zuletzt grub 1934 Julius Andree am Fuß der Türme. Das Fundmaterial ist verschollen. Eine Dissertation [sic], die im Dezember die Historikerin [sic] Uta Halle vorstellt, wischt alles Brimborium vom Tisch: Vorchristliche Spuren seien an den Externsteinen nicht sichtbar. Doch die Einschätzung ist falsch.“<sup>6</sup> Hätte Schulz sich bei Halle informiert, hätte er wissen können, dass das Fundmaterial durchaus nicht verschollen ist, sondern im Lippischen Landesmuseum verwahrt wird und von ihr ausgewertet wurde. Schulz verließ sich aber lieber auf seinen Kronzeugen für kultische Sternbeobachtungs-Anlagen, nämlich Professor Wolfhard Schlosser, Astrophysiker an der Ruhr-Universität Bochum.

<sup>2</sup> TEUDT, Wilhelm: Germanische Heiligtümer, Jena 21931, S. 2.

<sup>3</sup> WEECKE, Burkhard: Einleitung, in: TEUDT, Germanische Heiligtümer, S. XX.

<sup>4</sup> Nähere biographische Daten unter <<http://lexikon.idgr.de>> (Online-Lexikon des „Informationsdienstes gegen Rechtsextremismus“).

<sup>5</sup> WEECKE, Burkhard: Einleitung, in: TEUDT, Germanische Heiligtümer, S. XXIII.

<sup>6</sup> Der Spiegel, Nr. 48 (2002), S. 92ff.

Auch der Spiegel-Redakteur verweist wie Weecke auf eine von Schlosser angeregte Untersuchung. Forscher des Max-Planck-Instituts für Kernphysik in Heidelberg hätten demzufolge mit der Methode der Thermolumineszenz (TL) Brandspuren in der Felsengrotte der Externsteine in die Zeit zwischen 1500 und 500 v. Chr. datiert. „Im Faltblatt, das Besucher am Kartenhäuschen erhalten, werden die Resultate verschwiegen“, so Schulz weiter. Der Leiter des Lippischen Landesmuseums, Professor Rainer Springhorn, wolle von den Ergebnissen nichts wissen.

Tatsächlich ist die vielgenannte TL-Untersuchung 1990 durchgeführt worden. Wie Professor Günter Wagner, international renommierter Leiter des am Heidelberger MPI angesiedelten Instituts für Archäometrie, im Frühjahr 2003 in einem Vortrag im Lippischen Landesmuseum erläuterte, waren die damals erzielten Ergebnisse allerdings zu ungenau, um von einer regelrechten Altersbestimmung sprechen zu können. Erst jetzt sei die Methodik so verfeinert, dass sie genaue Ergebnisse mit einer Fehlerquote von weniger als 10 Prozent liefern könne. Diese Möglichkeit soll nunmehr im Rahmen einer gründlichen Untersuchung ausgeschöpft werden. Am 27. Mai 2004 präsentierten Wagner und Springhorn in Lemgo-Brake der Presse ein entsprechendes Gemeinschaftsprojekt des Instituts für Archäometrie, des Lippischen Landesmuseums und des Vereins „Schutzgemeinschaft Externsteine“. Die Ergebnisse sollen bis Ende 2004 vorliegen und sollten mit aller Gelassenheit abgewartet werden.

Doch für Spiegel-Redakteur Schulz war schon Ende 2002 der Fall klar: „Während Schmiede in Nebra Mondatlanten dengelten, betrieben 230 Kilometer entfernt germanische Priester bei Detmold eine Sternwarte, als wär’s das Hubble-Teleskop vom Drachentöter Siegfried.“ Zwar gibt der Fund der Sonnenscheibe von Nebra Schlossers Theorie avancierter Sternenbeobachtung im vorchristlichen Mitteleuropa einen ersten Halt – auch wenn die Deutungen des Bildprogramms der Scheibe dem unbedarften Laien im Detail recht wagemutig erscheinen. Doch mit der Datierung der Brandspuren der Externsteine in wohlgerneht *vor*-germanische Zeiten – wenn man der Datierung „zwischen 1500 und 500 v. Chr.“ folgt – ist das letzte Wort über die Entstehungsphasen und die Funktion(en) der künstlichen Anlagen noch längst nicht gesprochen.<sup>7</sup>

Auch Burkhard Weecke dankt Schlosser in seiner oben zitierten Einleitung zur Hamkens-Studie, und zwar an erster Stelle.<sup>8</sup> Schlossers Theorie einer Sternwartenfunktion der Externsteine geht auf niemand anderen als den bereits erwähnten Hamkens-Lehrer Wilhelm Teudt zurück.<sup>9</sup> Nun ist damit nicht gesagt, dass die Theorie allein aufgrund der den Teudtschen Deutungen zugrunde liegenden völkischen Ideologie grundsätzlich abzulehnen ist. Man sollte aber von einem Hochschullehrer vor diesem Hintergrund eine Bereitschaft zum offenen Diskurs erwarten und die Fähigkeit zu

<sup>7</sup> Vgl. SCHLOSSER, Wolfhard, Astronomische Auffälligkeiten an den Externsteinen, in: KONECKIS, Ralf (Hg.), Geheimnis Externsteine. Ergebnisse neuer Forschungen, Detmold 1995, S. 81–90.

<sup>8</sup> WEECKE, Burkhard: Einleitung, in: TEUDT, Germanische Heiligtümer, S. XXVIII.

<sup>9</sup> TEUDT, Wilhelm: Germanische Heiligtümer, Jena 1931, S. 17ff.

umsichtiger Argumentationsweise. Doch Schlosser eröffnete schon vor einigen Jahren einen Vortrag in Paderborn-Schloss Neuhaus mit der Ankündigung, für eine anschließende Diskussion nicht zur Verfügung zu stehen.

Und wie steht es mit der Sorgfalt in der Argumentation? Nachdem Uta Halles Buch Anfang Dezember 2002 der Presse vorgestellt worden war, meldete Schlosser sich per Leserbrief in der „Lippischen Landes-Zeitung“ vom 21. Dezember 2002 zu Wort: „Bei der Recherche zur „Spiegel“-Titelstory, an der ich meinen Anteil hatte, kam heraus, dass zwei Drittel der Funde rund um die Externsteine vorkarolingisch sind, ein Drittel christlich. Das sind Daten aus dem Lippischen Landesmuseum (Prof. Springhorn). Damit ist das Denkmal vorchristlich, was zwischen Wladiwostok und Hawaii ohnehin jedem Fachkollegen bekannt ist – nur nicht im Lipperland.“ Das war nun allerdings starker Tobak. Denn unmittelbar an den Externsteinen ist bislang außer einigen steinzeitlichen Artefakten nichts gefunden worden, was älter als 10. Jahrhundert n. Chr. gewesen wäre.

Doch Schlosser hatte sich vom Landesmuseum einfach die archäologischen Fundplätze im Umkreis von ca. 2km um die Externsteine mitteilen lassen, darunter steinzeitliche Werkzeuge, römische Münzen, ein frühmittelalterliches Kriegergrab und Siedlungsfunde des Mittelalters. Ein Fundspektrum, wie man es auf einem solchen Radius beinahe überall in der Region antreffen kann, und das gar nichts beweist. Die Funde sind übrigens größtenteils 1997 in der „Stadtgeschichte Horn“ (hg. v. Jens Buchner) publiziert worden – von Uta Halle.

Beachtliche Klimmzüge unternimmt auch die Salzkottener Historikerin Iris Schäferjohann-Bursian im Rezensionsteil der „Warte“ (Nr. 118, 2003), um die von Halle offen gelegten ideologischen und politischen Verstrickungen der Externsteineforschung zu relativieren. Schäferjohann-Bursian stilisiert den völkischen Ideologen und Lobbyisten Teudt zum aufrechten Einzelkämpfer und formuliert denkwürdige Forderungen an eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik: „Er hat sich der Nationalsozialisten bedient, um seine historischen und völkischen Ziele zu erreichen. Auch durch spätere Repressionen ließ er sich nicht einschüchtern. Das gesamte gebotene Kaleidoskop menschlicher Charaktereigenschaften und seine Folgen im Hinblick auf verstärkten politischen und beruflichen Druck hätte der Autorin weitergehende, auch psychoanalytische Folgerungen erlaubt, was für eine Habilitation nicht zu viel verlangt ist.“ Halle versage Teudt die Anerkennung für seine Theorien, die sich durch die TL-Datierung und Schlossers Forschungen nunmehr als „richtige Interpretationen“ erwiesen hätten.

Während Schäferjohann-Bursian in der „Warte“ das rezensierte Buch „trotz der genannten Schwächen“ als eine „Bereicherung“ verstanden wissen wollte, äußerte sie sich in der Märzangabe der Zeitschrift „Heimatland Lippe“ von 2003 (Jg. 96, Nr. 3) in einem Rundumschlag gegen die regionale archäologische Zunft deutlicher: „Man denke hier auch an die Externsteine, deren neue alte Rolle als archäo-astronomische Kultstätte anscheinend trotz bekannter Untersuchungsergebnisse von wissenschaftlichen

Experten wie Prof. Dr. Schlosser und Prof. Dr. Wagner kaum zur Kenntnis genommen wird; sondern vielmehr wird eine schon im Erscheinen nicht mehr aktuelle Habilitation von Dr. Uta Halle, die ohne Not und nur gestützt auf die Ausgrabungsfunde der dreißiger Jahre jede vorchristliche Tradition des geheimnisvollen Ortes bestreitet, noch finanziell vom Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, vom Landesverband Lippe und von der Evangelischen Kirchengemeinde Horn unterstützt.“ Dass Halles Arbeit keine Gesamtdarstellung der Externsteine-Problematik sein will, sondern eine Fallstudie zur Geschichte des Faches Ur- und Frühgeschichte in der NS-Zeit, wird dabei geflissentlich übersehen.

Über die tatsächlich geheimnisvollen Anlagen an den Externsteinen kann und muss weiterhin offen diskutiert werden. Doch mit ihren Holzhammer-Argumentationen und dem Marginalisieren der nationalsozialistischen Verstrickung der Externsteineforschung erweisen sich die Befürworter einer „vorchristlichen Deutung“ keinen Gefallen. Dass es auch anders gehen kann, wird in naher Zukunft das von der „Schutzgemeinschaft Externsteine“ angestoßene ergebnisoffene Forschungsprojekt zeigen.

## Nachruf Prof. em. Dr. Hugo Staudinger

*von Reinhard Sprenger*

Am 3. September 2004 verstarb im Alter von 83 Jahren Prof. em. Dr. Hugo Staudinger.

Geboren 1921 in Dresden, widmete er sich nach dem Abitur am Dresdener Benno-Gymnasium zunächst den Naturwissenschaften mit dem Schwerpunkt Theoretische Physik. Die Einberufung zum Kriegsdienst beendete seine Studien. Nach Einsatz als Offizier an der Ost- und Westfront und nach der Gefangenschaft bis 1947 begann er an der Universität Münster ein neues Studium mit den Fächern Geschichte, Philosophie, Latein und Theologie. Nach Staatsexamen, Promotion (Thema seiner Dissertation: Weltordnung und Reichsverfassung bei Otto v. Freising) und dem Referendariat unterrichtete Hugo Staudinger am Gymnasium in Werl.

1962 wurde er an die Pädagogische Hochschule Westfalen/Lippe, Abteilung Paderborn als o. Professor für Politische Bildung und Didaktik der Geschichte berufen; seine Lehr- und Forschungstätigkeit setzte er in der neu gegründeten Gesamthochschule und dann in der Universität Paderborn bis zu seiner Emeritierung fort.

Neben seiner Haupttätigkeit als universitärer Lehrer war er Direktor des von ihm 1958 gegründeten „Deutschen Instituts für wissenschaftstheoretische Grundlagenforschung“, in dem Wissenschaftler aus dem In- und Ausland mitarbeiten und in dem auf

Hugo Staudingers Initiative und Mitwirkung interdisziplinäre Forschung in breitem Spektrum verwirklicht worden ist (und wird).

Über der gesamten wissenschaftlichen Arbeit Professor Staudingers stand seine Lehr- und Forschungsmaxime: Das Wissen unserer Zeit in sinnvoller Ordnung zu vermitteln, den Blick in die Gesamtwirklichkeiten zu öffnen und dadurch eine fundierte, umfassende Bildung zu ermöglichen. Hugo Staudinger war es wichtig, seinen Studierenden nicht nur fundiertes Wissen über die Vergangenheit zu vermitteln, sondern es ging ihm auch darum, den Blick für Strukturen, Fundamente und Zusammenhänge historischen Geschehens zu öffnen. Sein Anliegen war es, aus dem Wissen zu Verstehen und zu einer daraus erwachsenden Handlungsfähigkeit zu führen. Ein Blick in alte Vorlesungsverzeichnisse macht diese Lehrintention deutlich:

Das Zeitalter des Kaisers Augustus – Recht und Herrschaft im Mittelalter – Die Ära Bismarcks und Wilhelms II. im Spiegel ausgewählter Quellen – Struktur und Theorie des Staates in der europäischen Geschichte – Versuch einer historisch-politischen Anthropologie – Naturrecht, Menschenrecht, Offenbarung – „Er kam in sein Eigentum...“ Grenzfragen zwischen Geschichte und Theologie.

Sehr beliebt bei den Studierenden waren seine Überblicksvorlesungen, die sich mit den Zeiträumen von der Antike über das Mittelalter, die Frühe Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert befassten. Von dieser Bandbreite seiner wissenschaftlichen Arbeit zeugen auch die Titel seiner sehr zahlreichen Veröffentlichungen als Monographien oder Aufsätze und Essays in den Zeitschriften vieler anderer Wissenschaften, einige sollen genannt sein: Der Atheismus als politisches Problem – Mensch und Staat im Strukturwandel der Gegenwart – Die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien – Mensch und Politik – Wer ist der Mensch? Chance und Risiko der Gegenwart – u. v. m.

Seine das Lehrgebiet Geschichte/Politische Bildung übergreifenden Interessen zeigen sich auch darin, dass Hugo Staudinger Mitbegründer und als Direktor des Deutschen Instituts auch Mitträger der vier Paderborner Hochschulwochen gewesen ist, an denen Wissenschaftler aus dem In- und Ausland teilgenommen haben. Darüber hinaus war Hugo Staudinger ein vielbegehrter Redner in Deutschland und im europäischen Ausland.

Mit dem Ausscheiden Hugo Staudingers durch seine Emeritierung hat das Fach Geschichte eine wissenschaftlich sehr profilierte Persönlichkeit und einen liebenswürdigen Kollegen verloren; mit dem Tod aber ist sein Leben in Gott vollendet worden – ein Ziel, das Hugo Staudinger nie aus den Augen verloren hatte.

Die Vertreter des Faches Geschichte in der Fakultät für Kulturwissenschaften werden Hugo Staudinger ein ehrendes Gedenken bewahren.